

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Dieses letzte Argument überwand Bernice's Müdigkeit. Sie war ungeduldig, fortzukommen. Mont ließ sie mit Mrs. Crowl in dem Wartesaal und ging fort. In einer halben Stunde kehrte er mit einem Postwagen zurück und trug Bernice in denselben hinaus, sie sorgfältig vor dem eifigen Seewinde schützend. Es waren zwei rothe Lampen an dem Wagen angebracht; der Kutscher war an die rauhen Gebirgswege gewöhnt und Mont befürchtete keine Gefahr. Er war in vorzüglicher Laune, als er, nachdem er Mrs. Crowl der jungen Marquise gegenüber gesetzt hatte, zu dem Kutscher hinaufkletterte und, neben ihm sitzend, durch die Straßen fuhr.

Die Nacht war klar und sternhell. Der Weg führte oft am Meeresstrande vorbei und endlich kamen sie in eine ziemlich öde felsige Gegend, fortwährend die Küste entlang fahrend.

„Das erinnert mich an St. Kilda,“ sagte Bernice mehr zu sich selbst, als zu ihrer Begleiterin, als sie aufmerksam aus dem Wagenfenster schaute. „Welch' eine wilde Küste! Wie großartig sind die Felsenriffe, die wie durch ein Erdbeben auseinandergerissen zu sein scheinen. Ich werde hier mit Rog gerne einen Monat oder noch länger zubringen. Das Rauschen und Brausen dieser wilden Wogen, die an die Küste schlagen, erinnern mich an meine ferne Inselheimath.“

Die Nacht rückte vor, der Weg wurde schlechter und das Rütteln wurde entsetzlich für Bernice. Sie wurde zuweilen mit furchibarar Hefigkeit gegen ihre Begleiterin geschleudert und fürchtete schon, daß der Wagen brechen würde. Nichtsdestoweniger schlummerte sie endlich ein. Es war ungefähr Mitternacht, als der Wagen plötzlich hielt, Lichterfunkel und ein Gewirre von vielen Stimmen sie erweckte. Erschrocken fuhr sie auf, als Mont den Wagenschlag öffnete.

„Wir sind am Ziel unserer Reise, Bernice,“ sagte er,

und eine wilde Freude leuchtete aus seinen Augen. „Wir sind in Mawr-Castle.“

Achtzehntes Kapitel.

An demselben Abend, an welchem die befreite Marquise in Wales ankam, saß Lord Chetwynd in ihrem Boudoir in Chetwynd-Parl.

Er war allein. Die Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen und schlossen die Nacht aus. Die Lichter in den farbigen Kugeln des Gaslusters verbreiteten einen milden Schein. Das Feuer im Kamine brannte hell. Das Klavier war offen und ein Notenblatt lag auf dem Pulte, wie Bernice es verlassen hatte. In dem Bogenfenster standen ein kleiner, reizender Arbeitstisch und ein Lehnstuhl gerade so, wie sie davon aufgestanden war. Vor diesem Kamin war ihr Schreibtisch, so wie sie ihn zuletzt benützt hatte.

Lord Chetwynd öffnete ihn jetzt mit fast ehrerbietiger Scheu. In den drei bis vier Tagen, welche seit Bernice's Leichenbegängnisse verstrichen waren, hatte er sich schrecklich verändert. Sein schönes, frisches Gesicht war bleich und abgehärtet von Kummer; seine Augen, welche sonst glänzten und funkelten, lagen matt und trübe in den tiefumränderten Höhlen. Sie hatten manche Thräne in den letzten Tagen vergossen.

Der Schlüssel steckte in dem kleinen Schranke und der Marquis schob das erste Fach heraus. Hier waren Bernice's Privatpapiere, nur wenige und von keiner Wichtigkeit. Keine Briefe, sie hatte nie welche empfangen; aber ihr Tagebuch lag da, wie ein großer Schatz, verborgen. Chetwynd nahm es heraus und öffnete es.

Es enthielt nur eine Schilderung ihres Lebens, seit sie St. Kilda verlassen hatte. Sie hatte es für Niemand als

für sich allein geschrieben und darin ihre ganz reine, edle Seele und ihre grenzenlose Liebe für ihren Gatten offenbart. Es sprachen Geist und Laune daraus, aber auch ernste, tieferhabene Gedanken, Liebe und Zärtlichkeit. Für Chetwynd war es eine Botschaft aus dem Grabe.

Thränenströme erleichterten sein schwer gedrücktes Herz. Er weinte lange und rüchhaltslos. Dann las er den Inhalt des Tagebuches zu Ende. Es kamen Anspielungen auf Sylvia und Gilbert Mont voll Zuneigung und freudlichem Interesse; eine Schilderung von Sylvia's Schönheit und Erwähnungen ihrer Schwesterlichen Freundschaft. Dann waren Bemerkungen über die Gwellan's, St. Kilda, Anekdoten von Fisine, aber kein Wort, welches das verrieth, was Bernice bezüglich der früheren Verlobung Sylvia's mit Lord Chetwynd gesagt worden war.

Als er den kleinen Band zu Ende gelesen hatte, verschloß ihn der Marquis und steckte ihn in eine Brusttasche seines Rockes.

„Ich werde es in dem Schranke in der Bibliothek bei meinen größten Schätzen aufbewahren,“ sagte er zu sich selbst. „Es ist zu kostbar, um es unbewahrt zu lassen.“

Lange noch saß der Marquis vor dem kleinen Schreibtische in dem Boudoir seiner Frau. Er war nicht in diesem Zimmer gewesen seit dem Tage, an welchem man Bernice gestorben wähnte und ihm war, als ob ihre Anwesenheit noch immer die Räume belebe, die sie so lieb gehabt.

Er war wieder ruhig geworden, aber es war die Ruhe einer grenzenlosen Verzweiflung, die ihn erfüllte, als leise an die Thüre geklopft wurde. Seine bleichen Wangen rötheten sich, daß Jemand es wagte, ihn in dieser heiligen Stunde zu stören. Er wollte aufstehen und den Eindringling fortschicken, als die Thüre langsam aufging und Sylvia Mont in's Zimmer glitt.

Sie trat voll Anmuth, aber langsam und zögernd, als erschrecke sie selbst ob ihrer Kühnheit, auf den Marquis zu.

Dieser schaute sie mit gefurchter Stirne ernst und fragend an.

„O, Rog,“ sprach Miss Mont im Tone heftigster Zärtlichkeit; „sie sagten mir, Du wärest hier zum ersten Male seit — seit — Und ich stand draußen vor der Thüre in wahrer Todesangst, daß Du Dir etwas zu Leide thun könntest. Endlich konnte ich die Ungewißheit nicht länger ertragen. O, Rog, Du wirst keinen Selbstmord begehen, nicht wahr?“

Lord Chetwynd schaute sie überrascht an.

„Ich bin kein Feigling, um die Last abzuwerfen, die mir der Himmel auferlegt hat, Sylvia,“ sagte er im Tone tiefsten Schmerzes. „Wohl aber bin ich meines Lebens überdrüssig! Die Freude ist für immer daraus entschwunden. Ich kann es nicht so leicht lernen, zu sagen: „Der Wille des Herrn geschehe.“ Sie war Alles, was ich hatte, Sylvia — mein einziges, mein höchstes Glück! Niemand in der Welt verstand mich so wie sie. Sie war mein besseres Ich — mein Schutzengel — und ich habe sie verloren.“

Seine Lippen bebten vor unsäglichem Schmerz.

Das falsche Weib, dessen Hand das Glück seines Lebens zerstört, das ihn seiner Gattin beraubt, erblickte ein wenig und trat dann auf ihn zu.

„O, Rog,“ sagte sie, „Du leidest nicht allein, ich liebte Bernice auch. Sie hat sich während der kurzen Zeit, die sie hier verweilt, in mein Herz geschlichen. Sie war ein Engel

und ist zu ihres Gleichen zurückgekehrt. Mein armer Rog, mein Herz blutet für Dich. Hier in dem Zimmer, wo sie so gern weilte, laß mich Dich trösten.“

„Mir ist, als ob sie uns nahe wäre, Sylvia. Sie versprach mir im Sterben, mein Schutzengel zu sein, wenn es ihr gestattet sein werde. Ich glaube, daß sie jetzt mein Schutzengel ist — daß sie uns jetzt in diesem Augenblicke umschwebt.“

Sylvia erschrak und warf einen furchtsam forschenden Blick umher. Ihr Gesicht wurde vor plötzlicher Angst leichenbläß. Sie bebte scheu zusammen.

„Ich — ich glaube nicht, daß sie hier ist,“ sagte sie heiser.

„Ich hoffe und bete, daß sie hier sein möge,“ sagte Lord Chetwynd. „Ich hoffe, daß sie in meinem Herzen lesen kann, wie in einem offenen Buche; daß meine Seele offen vor ihren Blicken liegt, und sie all' meine Liebe, meinen Jammer und meine Verzweiflung sieht! Wenn ihr der Himmel gestattet hat, zurückzukehren, dann sei versichert, Sylvia, daß unsere Seelen offen vor ihr liegen.“

Miss Mont's Zähne schlugen aufeinander. Eine entsetzliche Furcht übermannte sie. Ihr ganzer Aberglaube wurde rege. Sie warf suchende Blicke hinter die Möbel und in entfernte Winkel. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß Bernice jetzt vielleicht von ihrer Schuld wisse, und sie nun immer verfolgen werde.

„Deine Einbildungen sind düster, Rog,“ sagte sie in bebendem Tone. „Du erschreckst mich, daß alle meine Nerven zittern. Ich fürchte mich fast, hier zu bleiben. Der Doctor muß Dir etwas Beruhigendes geben. Nach und nach, wenn der erste Schmerz sich gemildert haben wird, wirst Du Dich auch mit dem Gedanken versöhnen, daß Bernice im Himmel ist. Ich halte es für selbstsüchtig, Bernice selbst noch jetzt bei Dir haben zu wollen, um Deinen Jammer zu theilen, während sie in Himmelsfreuden schwelgen kann. Du hast geweint, Deine Augen verrathen es mir. Kann ihr der Anblick Deines Jammers angenehm sein, wenn sie jetzt wirklich Dein Schutzengel ist?“

Chetwynd erröthete, antwortete aber nichts.

„Du bist nicht der erste beraubte Gatte,“ fuhr Miss Mont sanft fort. „Andere haben ebenso gelitten wie Du und haben ihren Schmerz muthig überwunden. Das Leben ist nur eine lange Kette von Verlusten, wir müssen sie ertragen; es ist Alles, was wir thun können. Wir wollen oft von der theueren Verlorenen sprechen, und nach und nach wirst Du ruhig werden.“ Miss Mont rückte dichter zu ihm heran und erzwang einige Thränen.

„Laß mich Dich trösten,“ sagte sie, „laß mich Deine Schwester sein.“

„Du bist sehr gut gegen mich, Sylvia,“ sagte Lord Chetwynd dankbar. „Bernice liebte Dich; ich vergesse das nicht; Du hast ihr das Leben hier angenehm gemacht. Sie hat nie früher eine Freundin gehabt. Ich wünsche, daß die Thüren dieser Zimmer verschlossen bleiben und Du mußt die Schlüssel aufbewahren, Sylvia. Zuweilen mußt Du hier herein kommen und ihre Bücher und Sachen abkläuben, aber sonst Alles so lassen, wie sie es zuletzt berührte. In dem Ankleidezimmer liegt einer ihrer Schuhe am Boden, wie sie ihn am letzten Tage von sich warf, als sie von dem Froste ergriffen wurde; in ihr Nadelkissen steckte sie ihre Broche — laß Alles so, nichts soll sich verändern.“

Miß Mont versprach Lord Chetwynd, seine Wünsche zu erfüllen.

„Ich gehe fort von hier, Sylvia,“ sprach derselbe nach einer Pause, „ich kann nicht hier bleiben, so lange meine Wunde blutet, Unzählige Male im Tage fahre ich in die Höhe und glaube ihre Stimme zu hören, wie sie mich ruft, oder ich höre ihre Schritte auf der Treppe — ganz so, wie sie es vorhergesagt hat. Hier kann ich nie entsagen lernen, wo ich beständig an das Glück, das ich genossen habe und das mir nun geraubt ist, erinnert werde. Ich habe heute mit dem Verwalter gesprochen, und werde die Leitung der Güter, wie im Sommer, in seinen Händen lassen. Ich bitte Dich, in Chetwynd-Park zu bleiben. Es ist Deine Heimath, Sylvia. Die Diener werden Deine Autorität achten und Du wirst Herrin sein.“

„Wirst Du in Deiner Nacht reisen?“

„Nein. Ich habe sie zuletzt mit ihr benutzt. Ich reise nach dem Festlande, wohin, weiß ich noch nicht. Ich bin voll Unruhe. Ich gehe vielleicht nach Egypten, nach Syrien, nach Afrika. Wenn ich es gelernt haben werde, meinen Schmerz geduldig zu ertragen, dann komme ich wieder heim.“

„Gehe nicht, Rog. Ich kann Dich nicht fortlaffen.“

„Ich muß gehen. Versuche nicht, mich abzureden. Meine Verfügungen sind bereits getroffen. Ich reise morgen früh ab, Sylvia. Nichts mehr — kein Wort! Bedenke, daß mein Herz zu brechen droht, und daß ich gehe, um Frieden zu suchen. Du wirst vielleicht von Zeit zu Zeit von mir hören — aber versprechen kann ich es Dir nicht. Ich habe Sanders beauftragt, Dir Dein Taschengeld in den gewöhnlichen Zwischenräumen auszubezahlen. Wenn Du mehr Geld brauchst, wird er Dich damit versorgen. Er hat auch den Auftrag, Gilbert die Summe von tausend Pfund zu übergeben, um ihn in seinen Studien und Unternehmungen zu unterstützen. Wenn Gilbert mehr Geld braucht, wird ihn Sanders damit versorgen. Ich lasse keine Adresse zurück; ich gehe, um zu vergessen. Zürne mir nicht, Sylvia, und bedenke, daß Du und Gilbert jetzt meine nächsten Verwandten seid.“

Miß Mont überlegte, daß Lord Chetwynd's Abwesenheit sie vor der Nothwendigkeit bewahren werde, einen Kummer zu heucheln, den sie nicht fühlte; auch würde er, wie sie meinte, Bernice in den romantischen Gegenden ferner Länder schneller vergessen. Im Ganzen war es besser, daß er ging. Wenn er wiederkehrt, wird sie ihm frisch und neu erscheinen, und dann kann sie es wagen, ihn an Bernice's Wunsch seiner Vereinigung mit ihr zu erinnern, wenn er sich lau in seinen Bewerbungen zeigen sollte, Alles wird gut gehen und ihre glänzenden Hoffnungen sich zur rechten Zeit erfüllen. Sie schwur es sich zu, daß sie den Marquis nach Ablauf des Trauerjahres durch die Erinnerung an Bernice's letzte Worte dahin bringen werde, sie zu heirathen.

„Ich werde Dich morgen früh nicht sehen, Sylvia,“ sagte der Marquis ernst. „Und ich sage Dir daher jetzt Lebewohl.“

Lord Chetwynd brachte diese Nacht in den Zimmern seiner verstorbenen Frau zu, aber er schlief nicht.

Sein Kammerdiener hatte seine Koffer gepackt. Bald nach Tagesanbruch begab er sich zu seinem Herrn, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein. Als Lord Chetwynd fertig war, ging er in den Speisesaal hinab.

Das elegante Gemach sah freundlich und einladend aus mit dem hellflackernden Kaminfeuer und dem reichbesetzten Frühstückstische. Es war nicht Mrs. Skewer, die sonst vor der Kaffeemaschine saß, sondern Miß Mont, anmuthig, mit trauriger, aber zärtlich lächelnder Miene, die dunkle Schönheit durch einige künstliche Striche noch erhöht.

Lord Chetwynd schaute sie überrascht an, grüßte sie jedoch freundlich und setzte sich dann an den Tisch.

Das Frühstück wurde fast stumm eingenommen. Der Marquis trank seinen Kaffee und ließ alles Uebrige unberührt. Plötzlich stand er auf, sprach einige Worte mit erstickter Stimme und reichte ihr zum Abschiede die Hand.

„Ich gehe mit Dir bis an's Thor, Rog,“ sagte Sylvia zärtlich.

Der Marquis drückte der weinenden Haushälterin und seinem Haushofmeister die Hand, und wandte sich dann ab, ohne ein Wort zu sagen. Sylvia Mont folgte ihm bis zum Wagen. Der Kammerdiener saß bereits neben dem Kutscher auf dem Boock. Mr. Sanders, der Verwalter, welcher seinen Herrn nach Eastbourne begleiten wollte, stand mit dem Hut in der Hand auf der Treppe, ihn erwartend.

Zum letzten Male reichte Lord Chetwynd Sylvia seine Hand.

„Ich gehe,“ sagte er in gebrochenem Tone. „Von nun an, bis Friede in mein Herz einzieht, bin ich ein Verbannter aus dem Schlosse meiner Väter. Gott segne Dich, Sylvia!“

Er drückte ihr warm die Hand, machte aber keine Miene, sie zu küssen.

„Lebe wohl, Rog! Mögest Du den Frieden, den Du suchst, auf Deinen Wanderungen bald finden. Er wird nicht ausbleiben. Niemand kann ewig trauern. Ich werde Dich in einem Jahre zurück erwarten. Vergiß nicht, Rog, in einem Jahre. Aber, ob Du in einem Jahre kommst, Rog, oder in zehn Jahren — früher oder später — mich wirst Du immer auf Dich wartend finden.“

Neunzehntes Kapitel.

Marr-Castle, das Versteck, in welches Gilbert Mont die Marquise von Chetwynd gebracht hatte, war ein düsteres, altes Schloß aus der Zeit der Zwingburgen und stand allein auf einem hohen, einsamen Felsen, den unermesslichen Ocean überschauend. Es hatte einst festungsartige, hohe Mauern und Wälle besessen, ein Fallgitter und eine Zugbrücke auf seiner Landseite; aber die Mauern waren jetzt in Verfall, der Wallgraben fast angefüllt mit Steinen und Gerölle und das Fallgitter verrostet und unbrauchbar geworden im Laufe der Zeit.

Ein Theil des Schlosses war auch schon zur Ruine geworden. Hier und da ragten einsame Mauerreste in die Höhe, mit Bogenhöhlungen, welche zeigten, wo früher Fenster gewesen waren.

Jener Theil des Schlosses, welcher auf das Meer hinausging, war am besten erhalten. Er stand auf der Spitze eines schwindlig steilen Abgrundes von dreihundert Schuh Tiefe, und unten schlugen die schäumenden Wogen brausend an das Gestein. Es waren Stufen in den Felsen gehauen, die zum Meere hinabführten. Auf dieser Seite waren auch mehrere bewohnbare Zimmer.

Dieses uralte Schloß war Jahrhunderte lang in dem

Besitz einer edlen Waliser Familie Namens Penrhynn gewesen, die aber jetzt gänzlich verarmt und auf einen einzigen, männlichen Repräsentanten reducirt war, der sich sein Glück in Ostindien erkämpfen wollte.

Das Schloß war seit vielen Jahren von Niemand bewohnt gewesen, mit Ausnahme einer alten Frau, die es bewachte. Gilbert Monk hatte den Ort einmal auf einer Reise durch Wales besucht und sich seiner als des einsamsten, romantischsten Ort erinnert, den er je gesehen. Ein alter Diener des Schlosses, der in dem eine Meile weit entfernten Dorfe wohnte, hatte die Verwaltung darüber, und Monk es von demselben in seiner Eigenschaft als Vater einer kranken Tochter für einen wahren Spottpreis auf zwei Jahre gemiethet.

Gilbert Monk nahm daher mit der Miene eines Gutsheeren Bernice in seine Arme und trug sie durch Schutt und Gerölle dem verfallenen Schlosse zu. Sie war so erschöpft, daß sie gänzlich regungslos in seinen Armen lag. Mrs. Crowl folgte ihnen schweigend. Der Kutscher des Wagens fuhr um eine halbeingestürzte Mauer herum zu einem Stalle auf der Bergseite und stellte daselbst seine Pferde ein.

Gilbert Monk suchte sich mit seiner leichten Bürde in den Armen sorgfältig seinen Weg, und wurde nur von einem Lichtstrahle gelenkt, der in ziemlicher Entfernung plötzlich aus einem offenen Thorwege herausdrang. Er rief laut und erhielt eine schwache Antwort. Dann erschien eine alte Frau in dem Thorwege mit einem Lichte in der Hand, mit welchem sie nach allen Seiten leuchtete.

So geleitet, legten Monk und Mrs. Crowl ihren Weg durch die Ruinen zurück und kamen zur Schwelle, auf welcher die Bewohnerin von Mawr-Castle stand.

„Seien Sie willkommen, gnädiger Herr,“ sprach die Alte. „Es ist ein schlechter Weg zwischen diesen Steinen, nicht wahr? Aber die vergangene Nacht war sehr stürmisch und da ist da drüben wieder eine alte Mauer eingestürzt.“

Sie ging mit dem Lichte voraus und die Ankömmlinge folgten ihr in eine große, alterthümliche Küche mit einem Steinboden, mehreren hohen Bogenfestern, einem großen offenen Herde, einigen breiten Holzbänken mit hohen Lehnen und einem Schranke, aus dessen Fächern blankgeschuertes Kupfer- und Messinggeschirr hervorglänzte. Auf dem Herde brannte ein Feuer und Monk legte Bernice auf eine Bank vor demselben nieder.

Die alte Frau schürte das Feuer zu hellerem Aufglücken an. Sie war eine passende Hüterin für die alte Ruine, denn auch sie hatte längst ihre besten Tage gesehen. Sie war sehr alt und ihre magere Gestalt gebeugt; aber sie war noch immer sehr gesund und kräftig. Ihre Augen waren hell und scharf. Ihr schneeweißes Haar trug sie unter einer sehr sauberen weißen Haube verborgen.

Sie war aus Wales, hatte ihr ganzes Leben im Schlosse zugebracht und erinnerte sich gern der Zeit, wo, als sie selbst noch jung war, Leben und Fröhlichkeit in diesen alten, verfallenen Räumen herrschte, wo Gäste das romantisch gelegene Schloß füllten, muntere Reiter sich in den Höfen tummelten und Vergnügungsboote auf dem Meere vor dem Schlosse segelten — wo die Dienerschaft alle Hände voll Arbeit hatte, und Tanz und Lustbarkeiten an der Tagesordnung waren.

Aber der Glanz der Penrhynn's war erloschen; die Töchter hatten alle geheirathet und der verarmte Erbe, ein ältlicher Mann, lebte im fernen Ostindien als Oberst. Alle

diese Veränderungen hatten Runzeln und Furchen in das ehrliche Gesicht der alten Elsbj gegraben und nur der unverwischbare Ausdruck ehrlicher Gutmüthigkeit war ihren Zügen geblieben.

„Die junge Dame ist ermüdet,“ sagte Monk kurz, den mitleidsvollen Blick bemerkend, den die alte Bäuerin auf Bernice warf. „Wir sind seit frühem Morgen unterwegs und sie ist krank. Sie scheinen uns erwartet zu haben. Sind unsere Zimmer in Bereitschaft?“

„Ja, gnädiger Herr,“ erwiderte die alte Frau. „Die Möbel, die Sie geschickt, sind so aufgestellt worden, wie Sie es befohlen haben. Flack hat mir dabei geholfen. Es wurde täglich in allen Zimmern geheizt, um die Feuchtigkeit zu vertreiben; es hat seit dreißig Jahren Niemand darin geschlafen.“

„Sehr wohl,“ sagte Monk zufrieden. „Wir wollen gleich auf unsere Zimmer gehen. Nehmen Sie Ihr Licht und zeigen Sie uns den Weg. Ich will die junge Dame tragen; sie ist zu ermüdet zum Gehen. Unser Kutscher wird auch gleich herein kommen, und Sie müssen ihm ein warmes Abendbrod geben. Wir sind Alle hungrig und durchgefroren.“

Die alte Frau nahm ihr Licht und führte die kleine Gesellschaft durch einen kalten Gang zu den einzigen im Schlosse noch bewohnbaren Zimmern.

Erst kam ein Salon, der seit dreißig Jahren nicht benützt worden war. Die besten, obgleich auch bereits stark verblichenen und fadenscheinig gewordenen Möbel waren hier hereingestellt worden. Die Wände waren mit hübschen Gemälden bedeckt, und ein hellflackerndes Feuer, sowie die großen, nach dem Meere hinausgehenden Fenster gaben dem Gemach einen heimlichen Anstrich.

Jenseits des Salons waren Bernice's Zimmer, alle wohl durchwärmt. Ankleide- und Schlafzimmer waren neu und nett eingerichtet. Jenseits von Lady Chetwynd's Schlafzimmer und mit demselben durch eine Thüre verbunden, war ein Schlafzimmer für Mrs. Crowl.

Monk's Zimmer war etwas abseits in einem Seitengange und auch noch ziemlich gut erhalten.

Monk legte seine Last auf ein Sopha in dem kleinen Salon, und Bernice sprach zum ersten Male seit ihrer Ankunft im Schlosse.

„Ich bin nicht hungrig, nur ermüdet,“ sagte sie matt. „Laß mich auf mein Zimmer gehen.“

„Ihr Ankleidezimmer ist gleich nebenan, Miß,“ sagte Mrs. Crowl, „und Ihr Schlafzimmer stößt daran. Ich will Sie selbst hineintragen.“

Sie ließ die That dem Worte folgen. Sie entkleidete Bernice zärtlich und legte sie in das warme, wohl gelüftete Bett mit den schneeweißen Linnen und weichen Decken.

Lady Chetwynd schlief augenblicklich ein. Mrs. Crowl nahm das Licht und besichtigte die beiden Zimmer.

Das Schlafzimmer hatte Tapeten und Teppiche, und die Aussicht nach dem Meere, wie alle Zimmer in dieser Reihe. Es war nett, rein und freundlich. Auch das Ankleidezimmer war sehr freundlich und nicht nur mit allem Nöthigen, sondern auch mit Luxusgegenständen ausgestattet. Zwei verschlossene Koffer standen daselbst und Mrs. Crowl wußte, daß sie alle für Bernice nothwendigen Kleider und Wäsche enthielten. Es war offenbar, daß Gilbert Monk der Marquise einen langen Aufenthalt in Mawr-Castle zudachte.

Nachdem sie ihre Neugierde befriedigt hatte, kehrte Mrs. Crowl in den kleinen Salon zurück.

Der runde Tisch war während ihrer Abwesenheit mit einem Abendbrode besetzt worden. Kalter Braten, Backwerk, heißer Kaffee, Schinken und Wein waren aufgestellt und Monk saß vor dem Tische und aß mit großem Appetit. Die alte Beschließerin hatte sich in die Küche zurückgezogen, wo sie den Kutscher bewirthete. Mrs. Crowl setzte sich auch an den Tisch und Monk bediente sie höflich.

„Die Zimmer sehen sehr gut aus,“ sagte Mrs. Crowl, sich Kaffee einschenkend, „sie sind warm und freundlich und das ist die Hauptsache. Ich werde hier wie eine Dame leben, Mr. Monk, und das freut mich. Ich wurde zur Dame erzogen, aber ich war sethler Kammerjungfer, Bonne, Näherin — Dank meiner eigenen Thorheit und dem Spitzbuben, den ich heirathete. Ich möchte wissen, ob er noch lebt!“

„Ich werde morgen früh in dem Wagen von hier wegfahren, in dem wir gekommen sind,“ unterbrach Monk ihren Redefluß. „In einer Woche komme ich wieder und bringe Bücher, Zeichnungen und Musikalien mit. Es ist auch ein Pianino hier, das ich aus der Stadt geschickt habe. Nächsten Montag Abend soll Flack mir nach Carnavon entgegenkommen.“

Als er mit dem Speisen fertig war, begab er sich auf sein Zimmer und auch Mrs. Crowl ging zur Ruhe.

Am nächsten Morgen wurde das Frühstück in dem kleinen Salon aufgetragen, welcher beim Tageslichte sehr hell und freundlich war. Für Lady Chetwynd waren außer dem gewöhnlichen Frühstücke noch einige besondere Lederbissen aufgestellt.

Monk war der Erste im Zimmer und ging ungeduldig auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit auf seine Uhr schaute. Er war bei dem großen Bogenfenster stehen geblieben und schaute auf's Meer hinaus, als Mrs. Crowl mit der Marquise eintrat. Monk ging ihr freundlich entgegen. Er hatte sich die dunkle Schminke vom Gesichte abgewaschen und sah wieder wie gewöhnlich aus.

Bernice bemerkte diese Veränderung an ihm mit einem unbestimmten Gefühle der Erleichterung.

Sie war noch immer sehr bleich und schwach, aber sie sah besser aus als die ganze Zeit, seit sie aus der Gruft befreit worden war. Sie reichte Monk ihre braune, magere Hand, der sie ergriff und herzlich drückte.

„Ich bin sehr froh, Dich ziemlich wohl zu sehen, Bernice,“ sagte er, „ich werde nun während meiner Abwesenheit weniger Angst um Dich haben. Noch diesen Abend reise ich nach London ab, um Rog zu suchen, und werde ihn zurückbringen. Willst Du mir versprechen, zufrieden zu sein, während ich fort bin — so stark und gesund als möglich zu werden? Ich möchte Rog keine grabesbleiche Gattin vorführen, sondern ein glückliches, in wiederkehrender Gesundheit aufblühendes Weib. Er wird Dich dann doppelt wieder gefunden haben.“

„Ich will mich bemühen, stark zu werden, Gilbert,“ sagte Bernice in einen Stuhl sinkend. „Du bist sehr gut gegen mich, und ich bin Dir sehr dankbar. Mrs. Crowl wird mich während Deiner Abwesenheit beschützen, und ich werde unablässig für Deine baldige, sichere Rückkehr mit Rog beten.“

„Ich werde kommen, sobald ich kann, Bernice, und werde keine Ruhe haben, ehe ich nicht wieder hier bin; ich hoffe, Du wirst zufrieden sein.“

Nach beendetem Frühstück küßte Gilbert Monk Lady Chetwynd wie ein Bruder, und sie klammerte sich einen

Augenblick lang an ihn, wie an ihren einzigen Freund; dann wankte sie von ihm fort an's Fenster, und er ging hinaus. Mrs. Crowl begleitete ihn zu dem bereitstehenden Wagen und kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß Mr. Monk abgereist sei.

zwanzigstes Kapitel.

Gilbert Monk hatte mit seiner Reise nach London zwei Zwecke vor Augen. Erstens wollte er Lady Chetwynd glauben lassen, daß er ihren Gatten suche, denn es war für seine Pläne nothwendig, daß sie ihn für ihren besten Freund und ihren Interessen ergeben hielt, daß sie sich auf ihn verlasse, ihm vollkommen vertraue und sich gänzlich abhängig von ihm fühle. Sie war fremd in England, mußte nichts von englischen Sitten und Gebräuchen, außer dem, was sie aus Büchern und während ihres zweimonatlichen Aufenthalts in Chetwynd-Park erfahren hatte, sie war unschuldig und arglos wie ein Kind, von den Schlichkeiten der Welt nichts ahnend; sie hielt alle Menschen für so treu, ehrlich und wahrhaft, als sie es selbst war und war in ihrer Unschuld ein um so leichter zu umgarnendes Opfer.

Sein zweiter Zweck war der, sich Geld zu verschaffen, dessen er dringend benöthigte. Er hatte Mawr-Castle wohl um einen sehr billigen Preis gemiethet, aber die ganze Miethe im Vorhinein entrichtet, Wagen und Pferde gekauft, seine Helfershelfer zum Theile bezahlt und eine vollständige kleine Ausstattung für Bernice besorgt; somit war seine Börse gänzlich erschöpft.

Demzufolge hielt er sich in London gar nicht auf, sondern reiste gleich nach Sussex und Chetwynd-Park.

Man kann sich seine Freude vorstellen, als er von seiner Schwester erfuhr, daß der Marquis England verlassen und für Monk bei Sanders eine Anweisung auf tausend Pfund zurückgelassen hatte. Nach einer langen Unterredung mit Sylvia ging er gleich durch den Park zum Hause des Verwalters.

Er wurde in den Salon der hübschen Villa geführt, und Mr. Sanders trat gleich darauf bei ihm ein. Monk beilte sich, ihm sein Ersuchen vorzubringen.

„Ich will Ihnen einen Wechsel für den Betrag ausstellen, Herr,“ sagte der Verwalter. „Lord Chetwynd beauftragte mich, Ihnen zu sagen, daß zu jeder Zeit, wo Sie mehr Geld brauchen, noch eine Anweisung auf zweihundert Pfund ausgestellt werden kann — und daß Sie sich in diesem Falle nur an mich wenden sollen.“

„Lord Chetwynd ist sehr großmüthig,“ sagte Monk, „aber ich werde nicht mehr Geld brauchen. Die Wahrheit ist, Mr. Sanders, daß ich, obgleich ich ein Brodstudium ergriffen habe und sehr fleißig arbeite, sehr bald erwarte, zu einem selbstständigen Vermögen zu kommen.“

„Wirklich?“ rief der Verwalter überrascht aus. „Ich wußte nicht, daß Sie solche Aussichten haben.“

„Jetzt sagen Sie mir, wie erträgt Chetwynd seinen Verlust?“ fragte Gilbert Monk.

„Er scheint vollständig gebrochen zu sein. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der sich etwas so zu Herzen nahm, wie er sich den Tod seiner Frau. Er hat den Auftrag zu einer Erinnerungstafel in der Kirchenwand ertheilt, aber sonst zeigte er für nichts Interesse oder Theilnahme. Er ist in verzweifelter Stimmung abgereist; ich zweifle, daß er je

zurückkehrt. Der Marquis hat seine Gattin thatsächlich ver-
gibt,“ sprach der Verwalter.

„Er wird in einem Jahre wieder hier sein,“ sagte Mont
zuversichtlich. „Er ist häuslich gefinnt, wie Sie wissen, hat
eine große Vorliebe für seine Bauern, denen er Alles ver-
bessern und erleichtern will, und er wird nächstes Jahr wieder-
kommen, verbittert, menschenfeindlich und launenhaft vielleicht,
aber er wird kommen. Ein Mann bleibt nicht immer so ge-
brochen und seiner glänzenden und freundlichen Heimath fern,
nur weil er seine Frau verloren hat.“

Sanders schüttelte den Kopf. „Die Chetwynd's sind
kein leichtsinniges, flatterhaftes Geschlecht, Herr,“ sagte er
traurig. „Mein Lord liebte seine junge Gattin mit ganzer
Seele, und er wird sie lieben bis an sein Ende. Er wird
sterben mit ihrem Namen auf den Lippen. Seine Liebe war
sein Leben, Herr.“

„Das ist Alles sehr schön,“ sagte Mont; „aber lassen
Sie mich Ihnen einen Wink geben, Sanders, als Führer für
Ihr künftiges Benehmen. Ich spreche nur im Vertrauen.
Sie werden sich erinnern, denn Sie waren dabei, als Lord
Chetwynd's Mutter und meine Stiefmutter, die verstorbene
Lady Barbara Chetwynd, dem Marquis das Versprechen ab-
genommen hat, ihre Stieftochter, meine Schwester Sylvia
Mont, zu heirathen. Sie erinnern sich auch, daß das Paar
auf ihrem Sterbebette feierlich verlobt wurde?“

„Ich erinnere mich, Herr.“

„Lord Chetwynd hat seinen Verlobungsschwur gebrochen,“
fuhr Mont fort, „und heirathete Miß Bernice Swellan von
St. Kilba.“

„Verzeihen Sie, Mr. Mont. Es liegt nicht im Charakter
meines jungen Lords, irgend Jemandem das Wort zu brechen.
Es muß da ein Irthum zu Grunde liegen — vielleicht hat
ihn Miß Mont freigegeben.“

„Unsinn. Meine Schwester liebte ihn. Chetwynd muß
seiner jungen Frau die ganze Geschichte erzählt haben, denn
auf dem Sterbebette legte Lady Chetwynd ihres Gatten
Hand in die Sylvia's und drang in ihn, meine Schwester
binnen Jahresfrist zu heirathen; und obwohl er jetzt nieder-
gebeugt und gebrochen ist, wird er doch dem Wunsche seiner
sterbenden Frau gehorchen. Sie sehen also, er ist an Sylvia
gebunden und wird sie heirathen, sobald er seinen Schmerz
nur einigermaßen überwunden hat.“

Diese ernsthaft ausgesprochene Prophezeiung blieb nicht
ohne Eindruck auf Mr. Sanders.

„Ich glaube auch, daß er Miß Mont heirathen wird,“
bemerkte er. „Sein Ehrgefühl wird ihn dazu zwingen; und
ich werde der Hochzeit mit Freuden bewohnen. Miß Mont
ist von edler Herkunft, anmuthig, schön und, was die Haupt-
sache ist, sie liebt ihn.“

Mont stand auf, zufrieden mit dem Eindrucke, den seine
Worte gemacht hatten, und empfahl sich. Er kehrte in den
Park zurück und speiste mit seiner Schwester. Nach dem
Speisen fuhr er nach Eastbourne und von dort nach London.

In London blieb er mehrere Tage und kaufte Bücher,
Zeichnungen und noch verschiedene andere Dinge für Lady
Chetwynd.

Mit diesen Sachen beladen kehrte er nach Wales zurück,

wo er an dem für seine Ankunft bestimmten Abend eintraf.
Flac erwartete ihn auf dem Bahnhofe zu Carnarvon.

Das Gepäck wurde auf Mont's Wagen geschafft und
dann sagte er leise zu Flac:

„Ich hoffe, Flac, daß im Schlosse Alles wohl ist. Ich
konnte vor all' den Leuten am Bahnhofe nicht mit Dir davon
sprechen. Geht es der jungen Dame gut?“

„Sehr gut, gnädiger Herr,“ sagte Flac. „Sie geht jeden
Tag zwischen den Ruinen spazieren und fragt unaufhörlich,
wann Sie zurückkommen. Sie weiß nicht, daß ich Ihnen
heute entgegengefahren bin, gnädiger Herr; aber, ich muß
Ihnen sagen, sie ist unglücklich ohne Sie und sehnt sich nach
Ihnen. Sie ist ohne Zweifel sehr verliebt in Sie, gnädiger
Herr.“

Mont lächelte. Er hatte Flac nicht darüber aufgeklärt,
wer Bernice sei, und ließ ihn noch immer glauben, daß sie
seine Geliebte sei.

Er stieg in den Wagen und sie fuhren durch die Straßen
von Carnarvon nach Mawr-Castle. Es war eine lange und
beschwerliche Fahrt und es war fast Mitternacht, als die
Pferde langsam den steilen Weg zu dem alten, verfallenen
Schlosse hinauffuhren.

Lady Chetwynd war längst schlafen gegangen, aber
Mrs. Crowl war wach und angekleidet und erwartete Mont.
In dem kleinen Salon war ein verlockendes Abendbrod auf-
gestellt und Mont setzte sich dazu und ließ sich von seiner
Verbündeten bedienen.

„Wie befindet sich die junge Dame?“ fragte er, seinen
Wein schlürfend.

„Sie ist ungeduldig, wie ein gefangener Adler,“ er-
widerte Mrs. Crowl, „sie ist noch schwach, geht aber in den
Zimmern herum, betrachtet das Meer und die Boote, und
fragt mich jeden Tag, ob ich glaube, daß Sie heute kommen
werden. Sie hat keine Lust zum Lesen und ist überhaupt
voll Unruhe. Sie sehnt sich nach Rog. Heute nannte ich sie
wie gewöhnlich „Miß“, als sie mir mit einigem Hochmuth
sagte, daß sie die Marquise von Chetwynd sei. Ich warnte
sie, diese Behauptung weder vor der alten Elsbj, noch vor
Flac zu wiederholen, da Lady Chetwynd todt und begraben
sei und ich selbst ihre Todesanzeige in den Zeitungen gelesen
habe.“

„Sie können ihr morgen sagen, daß ich angekommen
bin, ich will sie beim Frühstück treffen.“

Nachdem er sich gesättigt hatte, ging Mont auf sein
Zimmer.

Um neun Uhr Morgens fand er sich in dem kleinen
Salon ein, der noch leer war. Das Feuer brannte lustig
in dem Kamine und das Zimmer sah sehr behaglich und
freundlich aus. Der Tisch war zum Frühstück gedeckt, und
von dem schneeweißen Linnen hoben sich glitzernd und
schimmernd die blanken Besteck ab.

Mont stand vor dem Feuer und rieb sich die Hände,
denn der Tag war kalt, als er in dem anstößenden Ankleide-
zimmer einen leichten Schrei hörte und gleich darauf Bernice
mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen heraus-
gelaufen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Gleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Lange starrte Archibald Hope dies Schreiben an, so lange, bis die Stirnfalte sich drohend zusammenzog, denn gleich dem Baronet glaubte er seinen Bruder und dessen Enkelin im Einverständnis, wie er sich auch von Beiden überlistet wähnte. Und dennoch, wenn er des Mädchens Worte auf der Terrasse, wenn er denen des Bruders gedachte, die derselbe im Wagen zu ihm gesprochen, und die, wie er sich sagen mußte, den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit trugen, so war er wiederum geneigt, das Beste zu glauben.

„Sie werden noch Etwas auf der andern Seite finden, Mr. Hope,“ sagte der Greis, der den jungen Mann aufmerksam beobachtet hatte.

Dieser wandte das Blatt, und las zu seinem Erstaunen in einer ihm nur zu wohlbekannten Handschrift:

„Dienstag Abend.

„Mein lieber Archi! Du wirst gewiß überrascht sein und zugleich wird es Dich schmerzen, wenn Du morgen früh entdeckst, daß ich Dich verlassen habe, allein — —“

„Ist das die Handschrift Ihres Bruders, Mr. Hope?“ fragte Sir William.

„Es thut mir zwar leid, daß ich das zugeben muß, allein mein Bruder hat dies geschrieben,“ entgegnete Archibald fest.

Aber da stand Dienstag Abend, und am Mittwoch war Maurice noch mit ihm in Awer Court gewesen? — Plötzlich fiel ihm ein, daß er Maurice in seinem Taschenbuche hatte schreiben sehen, als er ihn an jenem Abend noch einmal aufgesucht — seine Reiseausgaben, wie er ihm geantwortet. Er fürchtete ihn also schon damals, und war entschlossen, von Carrisford fortzugehen, was wahrscheinlich auf der Terrasse zwischen ihm und Miß Relydale verabredet worden. Deren Brief offenbar auf einem Blatte aus seines Bruders Taschenbuche geschrieben war.

„Und nun,“ sprach Sir William in feierlichem Tone, „frage ich Sie zum zweiten Male, kannte Ihr Bruder Miß Relydale schon früher in Paris?“

„Ja, Sir William,“ lautete die einfache Antwort.

„Wie? Ihnen war dies bekannt?“

„Als gewisse Thatsache erst seit gestern Abend. Er hatte in Paris einen andern Namen angenommen und Ihre Enkelin mir erklärt, einen Maurice Hope daselbst nicht zu kennen. Ich führte ihn hierher, um sie zu veranlassen, falls es nöthig sei, auf ihrer Hut vor ihm zu sein, und als ich nachher die Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich kannten, forderte ich sie auf, Ihnen Alles zu gestehen und Sie um den Rath und Beistand zu bitten, dessen sie mir zu bedürfen schien.“

„Und sie hatte kein Vertrauen zu mir,“ sagte traurig Sir William.

„Sie glaubte durch ihr Schweigen Ihnen Kummer und Unruhe zu ersparen! Uebrigens verrieth ihr Gespräch mir

nur Verachtung und nicht die geringste Liebe gegen meinen Bruder.“

„Sie hätte dennoch zu mir kommen sollen! Ich brauchte dann doch nicht zu glauben, daß sie mich ihr ganzes Leben hindurch hintergangen und getäuscht hat!“

Bei diesen Worten barg der alte Mann sein Haupt in den Händen und schluchzte so laut und schmerzlich, daß Archibald sich tief davon ergriffen fühlte und beschloß, den Trost, den er zu bieten im Stande war, ihm ungehindert zu gewähren. Sich zu ihm niederbeugend, sprach er mit fast zärtlicher Stimme:

„Muth, Sir William, Muth! Es ist dies zwar ein harter Schlag für Sie, allein mit Gottes Hilfe werden Sie ihn überwinden. Auch ist vielleicht die Sache doch nicht so schlimm wie Sie denken, lassen Sie uns daher geduldig eine weitere Erklärung abwarten.“

Der Baronet richtete sich auf und erwiderte gefaßter: „Ich fühle die alte Kraft wiederkehren, Mr. Hope, und kann jetzt Allem, was noch geschieht, ruhig entgegentreten. Dennoch war es ein furchtbarer Schlag, der mich so allein hier in dem großen stillen Hause getroffen!“

„Das Unglück führt oft die Menschen schneller zusammen, als glückliche Tage, Sir William! Wollen Sie dem Bruder des Mannes vertrauen, der Sie hintergangen? Wollen Sie mir gestatten, wenigstens so lange Ihr Freund zu sein und als solcher für Sie zu handeln, bis Sie entweder Ihre alte Kraft wiedererlangt, oder in mir einen Mann erkannt haben, der sich Ihres Vertrauens gänzlich unwürdig gezeigt hat?“

„Weshalb aber,“ entgegnete Sir William zu ihm aufblickend, „soll ich Ihnen vertrauen oder Sie als meinen Freund betrachten.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Archibald mit Freimuth, „und lege mir auch selbst die Frage vor, weshalb mich Ihr Kummer rührt, und ich mich zu dem Feinde meines verstorbenen Vaters hingezogen fühle; allein ich weiß darauf keine Antwort zu finden! So viel aber ist gewiß, Sir William, ist Maurice mit Ihrer Enkelin entflohen, so betrachte ich ihn nicht länger als meinen Bruder, und ich stehe dann gleichfalls allein auf der Welt da!“

„Können Sie denn noch den geringsten Zweifel hegen?“ fragte der Greis.

Archibald Hope sann einige Augenblicke nach, dann sagte er:

„Ja, Sir William, denn ich begreife noch immer diese plötzliche Flucht nicht, die Ihnen in Paris so leicht geworden wäre. Weshalb sollte Miß Relydale deshalb erst nach Awer Court zurückgekehrt sein?“

„Sie sah sich zu früh von Ihnen durchschaut, das ist nach meiner Ansicht der einzige Grund!“

„Nein, Sir William, sie fürchtet mich nicht, ihre eigenen Worte haben mir dies bewiesen.“

„Ihre eigenen Worte,“ sagte der Baronet, auf das vor ihm liegende Schreiben deutend.

„Dieselben fordern Sie gleichzeitig auf, Vertrauen zu ihr zu haben, wie sie Ihnen verspricht, bald zurückkehren zu wollen,“ sagte Archibald.

„Mit ihrem Gatten wahrscheinlich, um dann schließlich meine Vergebung und Einwilligung zu erfliehen! Mein Fluch aber wird ihr werden für die Schande, welche sie meinem Namen und meinem Hause gebracht hat!“

„Vielleicht ist sie zu ihrem Vater gegangen! Wer weiß, ob sich derselbe nicht in Gefahr befindet.“

„Weshalb aber sollte der gerade jetzt in Gefahr sein? Und welche Hülfe kann ihm seine Tochter leisten?“

„Ich vermag dies nicht zu beurtheilen, Sir William, Sie jedoch, der Sie den Charakter Ihres Sohnes kennen, müssen wissen, ob Ihre Enkelin einen Grund gehabt haben kann, zu ihm zu gehen. Haben Sie kürzlich Etwas von ihm gehört?“

„Ja, in ganz letzter Zeit!“

Nach dieser Antwort zog der Baronet den noch ungeöffneten, aber bereits zerknitterten Brief seines Sohnes aus der Tasche, zerriß den Umschlag, nahm das Schreiben heraus und sprach zu dem jungen Manne: „Ich sagte Ihnen soeben eine Unwahrheit, Mr. Hope; ich habe den Brief von Richard Kelydale noch nicht gelesen, jetzt aber will ich es mit Ihrer Erlaubniß thun, vielleicht giebt er uns Aufschluß über das Verschwinden Elley's.“

Zwanzigstes Capitel.

Richard Kelydale's Brief.

Wenngleich der alte Baronet seine sichere Fassung und Ruhe noch nicht wiedererlangt hatte, so war doch die Aufmerksamkeit des jungen Mannes von der günstigsten Wirkung auf seinen Gemüthszustand gewesen. Dennoch bemerkte dieser, daß die Hand, welche das leichte Blatt hielt, heftig zitterte, wie auch seine ganze Erscheinung eine große Körperschwäche verrieth.

Plötzlich aber sank diese zitternde Hand, der Greis lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte die goldene Brille auf den Tisch und heftete einen rathlosen Blick auf Archibald Hope. Dieser fragte theilnehmend:

„Sie scheinen überrascht, Sir William? Haben Sie etwa eine Erklärung des Geheimnisses gefunden?“

„Ich bin nicht allein überrascht, sondern auch beunruhigt,“ antwortete heftig und bleich vor Zorn Sir William, „denn Richard Kelydale wagt mir anzuzeigen, daß er hierherzukommen gedenkt! Mit ihm aber wird Schande und Elend wieder in Aver Court einziehen, denn noch habe ich seine früheren Thaten nicht vergessen, und kann ihm dieselben niemals vergeben!“

„Hat denn Ihr Sohn Sie so schwer getränkt, Sir William — —“

„Ja, Mr. Hope,“ unterbrach ihn der Greis, „und sein höchster Wunsch ist, mich bald nach dem alten Gewölbe in Carrisford begleiten zu können, wo die Särge der Kelydale's nebeneinander stehen. Ich glaube, er wird nicht mehr lange zu warten haben!“

Ein augenblickliches Schweigen trat nach diesen Worten

ein, welches Archibald Hope zuerst unterbrach, indem er fragte: „An welchem Tage will Mr. Kelydale hier eintreffen, Sir William?“

„Sein Brief ist vom Montag datirt, heute Abend schon wird er hier sein, wenn ich ihm nicht vorher die telegraphische Anzeige schicke, daß ich ihn nicht zu sehen wünsche. Rathen Sie mir nun, was ich thun soll.“

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, und treten Sie ihm mit väterlicher Liebe entgegen, Sie werden dadurch sein Herz gewinnen, und er wird der Trost und die Süße Ihrer letzten Tage werden.“

„Er kann mir Elley nicht entrissen haben,“ sagte Sir William, anscheinend ohne den Rath gehört zu haben, den er soeben erbeten, „da er sobald schon nach dem Vaterhause, wie er schreibt, zurückzukehren gedenkt. Sie ist also doch mit Ihrem Bruder entflohen, Mr. Hope; wir werden zunächst von ihrer Vermählung hören, und Maurice Hope hat sich die reiche Erbin gesichert, ehe andere Glücksritter ihm zuvorkommen sind!“

„Ist Ihrer Enkelin ebenfalls in dem Briefe erwähnt worden?“ fragte der junge Mann, diesen neuen Ideengang des Greises unterbrechend.

„Ja, Mr. Hope, der Vater hat von seiner Tochter geschrieben.“

„Würden Sie mir gestatten, den Brief durchzulesen? Vielleicht — —“

Statt der Antwort zerriß der Baronet das Schreiben, welches ihm so vielen Verdruß und Kummer bereitet, in tausend Stücke, warf diese in den nahestehenden Kamin und sagte: „Der Brief, Mr. Hope, enthält durchaus nichts, was den Schritt meiner Enkelin rechtfertigen könnte, jedoch sind in demselben Dinge erwähnt, die nur der Schreiber und ich lesen und besprechen dürfen! — Er schreibt mir, daß er als reuiger Sohn zurückkehrt, mir seine jetzige Gattin, die er ihres Geldes wegen geheirathet hat, zuführen will, um hier bei mir in Aver Court zu wohnen! — Und nun, Mr. Hope, habe ich eine große Bitte an Sie, die Ihnen beweisen wird, wie gern ich Ihnen das von mir begehrte Vertrauen schenke. Verlassen Sie mich diesen Abend, wie diese Nacht nicht, sondern bleiben Sie bei mir in Aver Court.“

„Und ich werde Ihren Wunsch erfüllen, Sir William,“ entgegnete nicht ohne innere Rührung der junge Mann, „obgleich es meine Absicht war, nach der Eisenbahnstation zu reiten und an das Ober-Postamt und meines Bruders letzte Adresse in Paris zu telegraphiren.“

„Weshalb aber das?“

„Um sicher zu sein, daß er England verlassen hat.“

„Es kann uns ja gleichgültig sein, wo sie sich aufhalten, Mr. Hope, da wir nach meiner Ansicht die Gewißheit haben können, daß sie vereint sind.“

Archibald Hope's Blick fiel zufällig bei diesen Worten auf Miß Kelydale's Brief, der noch vor ihm auf dem Tische lag, und die Ansicht ihres Großvaters bestätigte, daß das Papier nur zu gewiß aus dem Taschenbuche seines Bruders war. Dennoch sagte er, vielleicht in der Absicht, den tiefen Schmerz des Greises zu mildern:

„Wäre es nicht möglich, daß irgend Jemand die Handschrift Ihrer Enkelin nachgeahmt hätte, Sir William? Man hat vielleicht durch diesen Brief Ihre Gedanken von andern Dingen abbringen wollen!“

„Nach dem, was ich soeben erfahren, wäre es so ganz

unmöglich nicht, lassen Sie mich doch das Schreiben noch einmal sehen!"

Der Baronet griff hastig nach dem kleinen Blatt, welches er sorgfältig prüfte, dann wieder auf den Tisch legte und traurig sagte:

„Nein, nein! sie selbst hat dies geschrieben, jeder Buchstabe ist von ihrer Hand! — Mag sie mit ihm ziehen, ich werde sie zu vergessen suchen, und dies wird mir in der neuen Aufregung, die mir diesen Abend noch bevorsteht, schon gelingen! Weiß ich doch, daß ich einen Freund, den ich auf so unerwartete Weise gewonnen, zur Seite habe.“

„In welcher Beziehung aber kann ich Ihnen Ihrem Sohne gegenüber nützen, Sir William?“ fragte der junge Mann, froh, zu einem anderen Gegenstand übergehen zu können.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt,“ entgegnete der Greis, der plötzlich zu neuem Leben erwacht schien, „daß er noch diesen Abend mit seinem zweiten Weibe kommt, dessen Herz er bald genug brechen wird, wie er das Herz von Eleanor's Mutter gebrochen hat? Er, der mit meinem Fluch beladen dies Haus verließ, wird mir mit derselben Frechheit und denselben falschen Beteuerungen wie sonst gegenüber treten! In Ihrer Gegenwart aber, Mr. Hope, werde ich sie auffordern, Awer Court wieder zu verlassen, und für die kurze Dauer meines Lebens mich mit ihrer Anwesenheit zu verschonen! — O! wie der Brief meines Sohnes, den ich schon so lange bei mir getragen, mich aufgereggt hat! Wahrlich, fast vergesse ich darüber den Kummer, den seine undankbare Tochter mir zugefügt hat! Käme er doch nur bald, daß ich ihm meinen ganzen Zorn zeigen kann!“

Archibald Hope betrachtete voll Mitleid diesen schwergeprüften Greis, dessen fieberhafte Aufregung jetzt den höchsten Grad erreicht hatte. Nachdem er einen Diener herbeigerufen und diesem den Befehl erteilt, etwaige Fremde, die noch ankommen sollten, sogleich zu ihm zu führen, zog er seine Uhr hervor und beobachtete eine Weile das Weitergehen der Zeiger derselben, was seiner Ungeduld jedoch viel zu langsam schien.

„Es wird spät,“ sagte er endlich, zu seinem Gast gewandt, der sich mit den vielen Büchern, die auf dem Tische lagen, beschäftigte, „wer weiß, ob er am Ende nicht gar den Muth verloren!“

Erschöpft lehnte er sich in seinen Sessel zurück, trank von dem Wein, der vor ihm stand, kreuzte die Arme über der Brust und überließ sich seinen Gedanken.

Endlich übermannte ihn der Schlaf — ein so fester Schlaf nach diesem langen, traurigen Tage, daß, als bald darauf Mrs. Edwards eintrat, er nicht aus demselben erwachte.

„Es freut mich, daß er schläft!“ sagte sie leise zu dem jungen Manne. „Sir William sieht nach diesem neuen traurigen Ereigniß so elend aus, wie ich ihn lange nicht gesehen! Darf ich fragen, Mr. Hope, weshalb er und Sie sich nicht zur Ruhe begeben?“

„Er erwartet die Ankunft seines Sohnes, der jeden Augenblick kommen kann.“

„Richard Relydale?“ fragte in ihrem Schrecken lauter als sie bisher gesprochen die Haushälterin. „O, möchte doch der Himmel ihn fern von hier halten, und den alten Herrn in Frieden sterben lassen!“

„Ist denn Richard Relydale wirklich ein so schlechter Sohn?“

„Ja, Mr. Hope, das ist er, und es fehlte nicht viel, so hätte er das Herz seines Vaters gebrochen. Er kann unmöglich zu dessen Lebzeiten nach Awer Court zurückkehren!“

Und er kehrte an jenem Abend wirklich nicht zurück.

Langsam verrannen die Stunden; es schlug ein Uhr und noch hatte die große Hausglocke keinen unwillkommenen Gast angemeldet. Endlich erwachte der Greis, blickte sich voll Verwunderung einen Augenblick im Zimmer um, aber schnell zum klaren Bewußtsein zurückkehrend, schellte er, worauf sogleich sein Diener erschien.

„Ich will mich zur Ruhe begeben,“ sagte er dann, seinem Gast die Hand reichend. „Gute Nacht, Mr. Hope, und zugleich meinen besten Dank, den ich Ihnen noch nicht ausgesprochen!“

„Sie haben noch keine Veranlassung, mir zu danken, Sir William. Wenn ich Ihnen jedoch irgendwie dienen kann — —“

„Mein Dank betrifft die Buchen von Carrisford, die Sie mir und den Meinigen erhalten, junger Mann!“ sagte ernst der Baronet, und fügte sich sicher aufrichtig hinzu: „So lange die dort oben stehen, stehen auch wir ungefährdet da, so wenigstens heißt es in der alten Familiensage!“ Nach kurzem Gruß verließ er dann, auf den Arm seines James gestützt, das Bibliothekzimmer.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Prinz.

Archibald Hope wollte eben seinem Beispiel folgen, und sich das Zimmer anweisen lassen, welches, wie er erwarten durfte, für ihn in Awer Court bereit gehalten wurde, als Mrs. Edwards abermals erschien, diesmal gefolgt von einem Bedienten, der einige Erfrischungen trug.

„Sir William hat dies für Sie bestellt, Mr. Hope,“ sagte sie, die Speisen auf dem Tische ordnend. „Sobald Sie gegessen, werde ich Ihnen Ihr Zimmer anweisen.“

„Sir William ist sehr gütig, allein ich genieße selten etwas zu so später Stunde.“

„Versuchen Sie es wenigstens, ein Glas Wein zu trinken, Mr. Hope, und wenn Sie es einer alten Frau gestatten werde ich Ihnen dabei Gesellschaft leisten.“

„Es ist mir wirklich sehr angenehm und erwünscht Mrs. — —“

„Edwards,“ ergänzte die Haushälterin. „Mein Name ist Edwards, Mr. Hope, und ich bin, wie Sie vielleicht schon erfahren haben, eine langjährige Dienerin in Awer Court, die mit großer Liebe Allen zugethan ist, welche den Namen Relydale tragen. Miles,“ wandte sie sich dann an den Bedienten, „Sie können sich jetzt zur Ruhe begeben und auch Job sagen, daß er nach Hause geht, Sir William bedarf seiner nicht mehr.“

„Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick,“ sagte Archibald Hope, sich hastig erhebend und den überraschten Diener mit prüfenden Augen betrachtend, der ein kurz gebauter, kräftiger Mann, mit starkem, hellem Haar war. „Sie heißen Miles? Ist noch ein Bruder von Ihnen hier im Hause, oder haben Sie Verwandte in dieser Gegend?“

„Nein, Sir!“

„Bin ich Ihnen diesen Abend auf dem Wege durch den Park begegnet?“

„Nein, Mr. Hope, ich habe Aver Court seit diesem Nachmittag nicht verlassen.“

„Ich danke Ihnen für diese Auskunft. Gute Nacht, Miles.“

„Gute Nacht, Sir,“ entgegnete dieser, verließ die Bibliothek und begab sich in das Bedientenzimmer, wo er den nur noch anwesenden Job weckte, ihm Mrs. Edwards Auftrag ausrichtete und zugleich das eben mit Mr. Hope gehabte Gespräch wiederholte. Er hätte es gern noch weiter geführt, allein Job Tritton hatte offenbar keine Neigung zum Plaudern, zündete sich seine kurze Pfeife an und begab sich auf den Weg nach seiner einsamen Wohnung.

Unterdeß hatte Mrs. Edwards sich zu dem jungen Manne gesetzt, welchem sie einen zierlichen Schlüssel überreichte.

„Ebenfalls von Sir William, Mr. Hope,“ sagte sie. „Er öffnet eine Thür, die zur Mitte der Terrasse führt und die ich Ihnen noch zeigen werde. Der Baronet meint, daß Sie am Morgen vielleicht schon früh das Haus verlassen möchten, ehe noch die Diener in Bewegung sind. Haben Sie nur die Güte, die Thür wieder zu verschließen und den Schlüssel bis zu Ihrer Rückkehr zu behalten.“

„Sir William ist doch wirklich sehr rücksichtsvoll, Mrs. Edwards!“

„Ja, Sir, sehr rücksichtsvoll!“ bestätigte die Matrone. „Ich habe ihn stets nur so fürsorglich gesehen, wenn es sich in irgend einer Weise um Miß Eleanor's Behaglichkeit oder Sicherheit handelt.“

„Er liebte sie wohl sehr?“

„Gewiß, Sir, und auch jetzt noch, trotz Allem was geschehen ist! — O, Mr. Hope,“ setzte sie dann flüsternd hinzu, „was denken Sie nur von ihrem plötzlichen Verschwinden? Können Sie es sich auf irgend eine Weise erklären? Mir ist es unbegreiflich, und ich kann mir nicht denken, daß sie aus Liebe zu einem Manne gegangen sein, und ihren alten Großvater verlassen haben sollte!“

„Es freut mich, Mrs. Edwards, diese Ansicht von Ihnen aussprechen zu hören, da, wie Sie zugeben müssen, der Schein offenbar gegen Miß Kelydale ist.“

„Für den Augenblick mag es sein, Mr. Hope, dennoch behaupte ich, daß Miß Eleanor keine Handlung begangen, der sie je sich zu schämen hätte! Nein, nein! sie besitzt ihres Großvaters Stolz — es ist aber etwas Schlimmes gegen sie im Werke, man arbeitet im Geheimen an ihrem Unglück, und wir, die wir ihr zur Hülfe eilen sollten, nehmen die Sache viel zu leicht, und thun nichts zu ihrer Rettung!“

Die Aufregung der alten Haushälterin theilte sich ihrem jungen Gefährten mit, welcher hastig entgegnete: „Das war auch meine Ansicht, Mrs. Edwards; allein sie hat an Sir William geschrieben und ihm versprochen, bald zu ihm zurück zu kehren.“

„Das ist wunderbar genug, dennoch macht es mich in meiner Ueberzeugung, daß sie gegen ihren Willen abwesend ist, nicht irre! — Sie erwähnten vorhin ihres Vaters; woher wissen Sie, daß er diesen Abend kommen wird?“

„Durch einen Brief, den Sir William schon lange besessen.“

„Er ist aber nicht gekommen, und können nicht Vater

und Tochter aus einem und unbekanntem Grunde jetzt beisammen sein?“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete nachdenklich der junge Mann. In diesem Augenblick ward das dumpfe Bellen eines Hundes vernehmbar, welcher offenbar draußen auf dem Corridor sich befand. Archibald Hope blickte die Haushälterin fragend an, und diese, seinen Blick verstehend, sagte:

„Es ist Prinz, Miß Eleanor's Hund, den sie so sehr liebt, und so wenig wie ihren alten Großvater freiwillig verlassen haben würde.“

Darauf öffnete sie die Thür und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Warum stehst Du da und bellst so kläglich, Prinz? Komm herein, mein gutes Thier, komm zu mir!“

Anstatt aber dem Rufe zu folgen, bellte jetzt der Hund so laut, daß es durch das ganze große Haus schallte und die Haushälterin ängstlich rief:

„Himmel! er wird am Ende noch Sir William wecken! Komm, Prinz!“

Prinz jedoch kam nicht, legte sich langsam auf eine Matte vor der großen Treppe nieder und hielt lauschend den klugen Kopf in die Höhe.

„Er besitzt die Klugheit eines Menschen, Mr. Hope,“ sagte jetzt die Matrone, „und weiß, daß seine Herrin abwesend und in Gefahr ist!“

„Weshalb aber, Mrs. Edwards, halten Sie so fest an diesem traurigen Gedanken, der noch durch nichts gerechtfertigt ist?“

„Ich weiß es nicht, Sir, fürchte jedoch, Sie werden bald einsehen, wie recht ich hatte! — Aber es ist schon sehr spät, Mr. Hope, lassen Sie mich jetzt Ihnen Ihr Schlafzimmer zeigen.“

Odgleich der junge Mann gern noch über Alles nachgedenken hätte, was er in den letzten Tagen in Carrisford erlebt, fand er es doch gerathen, endlich die Ruhe zu suchen, und daher erhob er sich, um Mrs. Edwards zu folgen. Diese zündete eine Wachskerze an, löschte die große Lampe des Bibliothekszimmers aus und schritt dann ihrem Gefährten voran aus dem Zimmer.

In der Vorhalle lag noch der Hund vor der großen Treppe, erhob sich auch nicht, als sie näher kamen, sondern blickte Archibald leise wimmernd an.

„Ein schöner Hund!“ bemerkte dieser, ihn freundlich streichelnd. „Armer Prinz! vielleicht kommt Deine Herrin morgen zu Dir zurück!“

Und schnell, als ob er diese Worte verstanden hätte, erhob sich der Hund und bellte abermals laut und anhaltend, daß gewiß einige der Schläfer von Aver Court dadurch geweckt wurden.

„Bellt und heult Prinz oft auf diese Weise während der Nacht?“ fragte Archibald Hope seine Begleiterin.

„Nein, Sir, ich habe ihn noch nie so unruhig und aufgeregert wie jetzt gesehen!“

„So ist jedenfalls irgend etwas auf der Terrasse, das seine Aufmerksamkeit erregt, und ich will die Sache gleich untersuchen.“

Vermittelt des Schlüssels, den Sir William ihm gesandt, öffnete er leise die Thür, war aber noch nicht in's Freie getreten, als Prinz schon an ihm vorbei, mit großen Säßen die Terrasse hinabsprang und dem Park zu-eilte, wo sie ihn im nächsten Moment schon laut und heftig bellen hörten.

„Prinz hat gewiß einen Vagabonden oder Wildbied angetroffen,“ sagte Archibald, noch einmal in die Halle zurücktretend, um seinen Hut und Stock zu holen. „Bleiben Sie meinerwegen nicht auf, Mrs. Edwards,“ fügte er dann, den kleinen Schlüssel in die Tasche steckend, hinzu, „ich werde möglicherweise länger aufgehalten, als wir denken, und will mich dann schon allein hier zurecht finden.“

„Aber Ihr Zimmer, Sir?“

„Zünden Sie mir nur die Lampe in der Bibliothek an. Ich kann leicht die noch übrigen Stunden der Nacht in Sir William's Lehnstuhl zubringen.“

„Hoffentlich gehen Sie keinerlei Gefahr entgegen, Mr. Hope! Doch Sie haben auch Prinz — allein er ist plötzlich ganz still geworden — —“

„Er wartet sicherlich schon unten an der Terrasse auf mich! Gute Nacht, Mrs. Edwards! Seien Sie meinerwegen außer Sorge, ich werde mich schon zu vertheidigen wissen!“

„Gute Nacht, Sir,“ erwiderte die würdige Frau, dem jungen Mann nachblickend, der schnell vor ihren Augen verschwand. Dann trat sie zögernd in das Haus zurück, verschloß die Thür und begab sich in ihr Zimmer, nicht um nach den Anstrengungen des aufregenden Tages den Schlaf zu suchen, sondern um Archibald Hope's Rückkehr mit dem Lieblingshunde ihrer jungen Gebieterin zu erwarten.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Des einstigen Jägers Wohnhaus.

Trotz der Dunkelheit eilte Archibald Hope sicher durch den Park dahin, in dem er noch aus alter Zeit Weg und Steg kannte. Ueberrascht, den Hund nicht sogleich zu bemerken, der ihm vorangelaufen war, ward bald seine Aufmerksamkeit durch ein leises Wimmern erregt, und dem Laute folgend, fand er Prinz in dem hohen Grase liegend, offenbar von einem schweren Schläge zu Boden gestreckt.

Von Mitgefühl für das schöne Thier ergriffen, dessen Treue und Wachsamkeit ihm diesen Lohn eingetragen, setzte er sich zu ihm, untersuchte ihn genau und fand bald, daß der Kopf, an dem er auch einige Blutspuren bemerkte, am schwersten getroffen sei. Er nahm daher sein Taschentuch, verband ihn so gut es ging und streichelte ihn liebevoll.

„Geduld, Geduld, mein gutes Thier,“ sagte er dann, „gleich wird es besser mit Dir werden, und wir finden ihn nachher doch noch!“

Prinz erhob sich nach diesen ermuthigenden Worten, streckte und schüttelte sich, schnupperte hastig am Boden umher, und da er die größte Reizung bezeugte, die Verfolgung fortzusetzen, so erhob sich auch der junge Mann, und Beide setzten ihren Weg durch's Holz langsam fort.

Die verschiedenartigsten Gedanken und Pläne beschäftigten dabei unsern Helden. Er hatte nämlich schon beim Hinaustrreten auf die Terrasse einen Mann bemerkt, der, sobald er die Thür öffnen hörte, eiligst davongelaufen war. Dieser hatte der äußeren Gestalt nach die größte Ähnlichkeit mit dem Manne, den Job Fritton Miles genannt und den er auch für denjenigen hielt, der in sein Fenster geblickt. Es

war zweifellos, daß derselbe Mann dem Hunde auch den gefährlichen Schlag versetzte, um diesen verstummen zu machen.

Sich des alten Dieners Betragen, von dem Augenblicke an, wo er ihn vor dem Wirthshause zu Boden geworfen, in's Gedächtniß zurückrufend, ward dieser ihm immer verdächtiger, und bald gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er Mitwisser eines oder mehrerer Geheimnisse sei, die Carrisford jetzt barg. Es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, daß er dem alten Manne Unrecht thun könne, der gewiß ein treuergebener Anhänger der Familie Kelydale, und offenbar ein großer Günstling von Sir William war, obgleich er diesem weder Gefügigkeit noch Unterthänigkeit bewies.

Um seiner Sache gewiß zu werden, wollte er jetzt Job Fritton aufsuchen, der erst kurze Zeit vor ihm das Herrenhaus verlassen, also noch nicht zur Ruhe gegangen sein konnte. Zugleich sagte ihm eine unbestimmte Ahnung, daß er ihn nicht allein in seiner einsamen Behausung finden werde, und so lenkte er denn, des Weges auch in der Nacht kundig, von Prinz gefolgt, seine Schritte dahin.

Die stille Waldwohnung des einstigen Jägers und Wildhüters von Ader Court lag öde und einsam genug in dem großen Gehölz, und schien dem Neuherrn nach bereits lange dem Verfall nahe. Archibald Hope, der das Haus in demselben Zustand schon in seiner Kindheit gekannt, hatte von Mr. Prayse erfahren, daß der jetzige Bewohner desselben keinerlei Verbesserung wünsche, sondern dringend gebeten habe, während seiner Lebenszeit Alles in unverändertem Zustande zu lassen, da das Haus mit seinen Mängeln und Schäden ihm gerade am Besten gefalle. Er wurde in demselben noch selten durch Besuch gestört, denn schon lange ging das Gerücht, daß es in der alten Jägerwohnung nicht geheuer sei, und der sonderbare Rauz hatte nicht allein dies Gerücht bestätigt, sondern von unerklärlichem Geräusch und Lärm gesprochen, den er vernommen, wie von furchtbaren Gestalten, die er zur Nachtzeit gesehen haben wollte.

Es war daher auch nicht zu verwundern, daß Job höchlichst erstaunt war, die schwere eiserne Thürklinke seiner Gartenpforte sich bewegen zu hören. Er trat daher aus dem Hause und ging Archibald Hope entgegen.

„Was wollen Sie hier noch so spät in der Nacht, Mr. Hope,“ sagte er barsch. „Ist dort unten im Hause Etwas geschehen, daß Sie mich holen sollen?“

„Nein, Job,“ entgegnete ruhig der junge Mann, „ich habe nach meinem Abendessen noch einen Spaziergang unternommen, und wünsche nun noch eine kurze Unterredung mit Euch zu haben.“

„Mit mir?“ fragte Job einigermaßen überrascht.

„Ja, wir sind ja alte Bekannte.“

„Om — ja,“ sagte der alte Diener mit einem eigenthümlichen Tone, und fügte dann, den Hund gewahr werdend, schnell hinzu: „Was ist es mit Prinz, Mr. Hope? Weshalb ist sein Kopf verbunden?“

„Prinz hat Zahnschmerzen, Job,“ entgegnete Archibald, den Hund, der sich dicht an ihn geschmiegt hatte, freundlich streichelnd.

„Nun, dergleichen habe ich noch nie gehört — ein Hund und Zahnschmerzen!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

Zunächst drängte sich ihm die Meinung auf, daß er innerhalb des Daches münden müsse, doch verlor diese Ansicht viel von ihrer Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß das Dach ein hohes Ziegeldach — sogenanntes „Sptzdach“ — war, mithin zum Fluchtversuche sich sehr wenig eignete. Er unternahm deshalb vorläufig das Wagniß, den First zu erklettern, nicht, sondern entschloß sich, zunächst alle Theile des Bodens, auch diejenigen der Hofstrakte, einer genauen Untersuchung zu unterziehen.

In der Nähe des Rauchfangs begann er die mühsame Nachforschung, erzielte dort indeß gar kein Resultat. Es zeigten sich sowohl im Schornstein, wie in der Brandmauer so viel Risse und Sprünge, daß es Thorheit gewesen wäre, jeden einzelnen zu untersuchen.

Die straßen- und hofwärts belegenen Theile der Grundmauer würdigte der Detektive keiner Musterung, dagegen prüfte er die aus Bohlen und Balken bestehende Scheidewand zwischen den Bodenräumen des Hauptgebäudes und dem Seitenflügel. Scheinbar war auch hier Alles in Ordnung, doch machte Maltenberger nach langwieriger Untersuchung eine Entdeckung, die sein Herz vor Freude schwellte. Er fand nämlich, daß eine Bohle nur ganz lose in die anderen eingefügt war, so daß ihre Wegräumung nicht die mindeste Schwierigkeit verursachte. Der Detektive schob sie alsbald zur Seite, fügte sie dann wieder in den Zwischenraum ein und schlich den Boden des Seitenflügels entlang, stets ängstlich bemüht, kein Geräusch hervorzubringen und die Blendlaterne so zu halten, daß kein Schimmer auf den Hof fallen konnte. Er hielt sich nicht mit der Untersuchung der langen, nach den Holzlagerplätzen blickenden Mauer auf, vielmehr begab er sich geraden Wegs nach der Hinterwand des Hauses, welche mit dem Stalle des Nachbarhauses zusammenstieß, und fand hier die Muthmaßung, welche sich ihm aufgedrängt hatte, bestätigt. Die Mauer erstreckte sich vom Untergrunde des Bodenraums nur wenig über Manneshöhe; den oberen, ein spitzes Dreieck bildenden Zwischenraum zwischen den beiden Dachseiten füllte, wie es ja häufig vorkommt, eine Bohlenwand aus. Stieg man auf einer Leiter bis zu derselben empor und schob ein Bret zur Seite, dann konnte man bequem auf das flache Dach des Stalles steigen. Der Detektive war von der Ueberzeugung, daß die Fälscher nur auf diesem Wege einen etwa nöthig werdenden Fluchtversuch unternehmen würden, so durchdrungen, daß er nicht einen Augenblick Zweifel daran hegte, die Leiter müßte ganz in der Nähe verborgen sein. Er begab sich sogleich eifrig an's Suchen und fand richtig unter dem Schutte eine kurze Leiter vor.

Von diesem Momente an war die Gaunerclique rettungslos verloren. Sobald dem Detektive der Ort, an welchem die Herstellung der Falsificate vor sich ging, und der Zugang zu demselben bekannt sein würde, — und das, hoffte er, würde schon nach Verlauf von 24 Stunden geschehen, —

wollte er die Verhaftung der Sippe bewirken. Dieser Vorsatz erlitt jedoch durch zwei unvorhergesehene Umstände eine Veränderung.

Als der nächste Abend herangekommen war, nahm der Bärenwirth den neu angeworbenen Mitarbeiter mit in sein Wohnzimmer und eröffnete ihm dort mit einer gewissen Feierlichkeit, daß der „Chef“ seine Acquisition für gut befunden habe. Wenn er Lust habe, noch heute den Schauplatz seiner zukünftigen Thätigkeit und seine Mitarbeiter kennen zu lernen, dann solle er sich bereit halten, nach Mitternacht mit ihm zu gehen.

Der Detektive sagte selbstverständlich freudig zu.

Um die festgesetzte Stunde führte Silbernagel ihn über den Hof bis zu der Hausthür des linken Seitengebäudes. Dort stiegen sie eine halbverfallene Treppe hinab und gelangten nun in einen Vorkeller, den nichts als Schutt füllte. Der Wirth schloß eine plumpe Holzhür auf und ein zweiter, ziemlich geräumiger Keller ward sichtbar. Dieser war zum größten Theile mit leeren, alten Fässern angefüllt. Silbernagel trat hinter ein Weinsäß und pochte mehrmals in eigenthümlichen Rhythmen an die Wand. Unmittelbar darauf that sich dieselbe so weit auseinander, daß eine Person in gebückter Stellung durchgehen konnte.

Im Innern des Gewölbes erwarteten alle Mitglieder der Fälschersippe, auch der „Chef“ Kaschte und „Baron von Schani“, das neueste Mitglied. Vor dem Zusammentreffen mit Schani hatte der Detektive einige Bangigkeit empfunden, denn diesem Hochstapler war er bekannt. Doch bewährte sich die Maske so vortrefflich, daß Bröselmeyer ihn nicht erkannte. Dagegen erkannte Maltenberger den Baron Radwicz augenblicklich wieder.

Man instruirte nun das neue Mitglied über die Art der Thätigkeit, welche er in Zukunft entfalten sollte, über den Gewinnantheil, welcher ihm zufallen würde, und über die Methode, deren er sich bedienen müßte, um in die Werkstätte hineinzugelangen. Man schenkte ihm dennoch nicht von vornherein soviel Vertrauen, um ihn sofort in alle Geheimnisse des „Bären“ einzuweißen, und der Detektive mußte sich bekennen, daß es Thorheit gewesen wäre, das Gegentheil zu erwarten. Er war fest davon überzeugt, daß noch ein zweiter Zugang zu der Werkstätte existiren müßte, wenn auch sämtliche Fälscher, Radwicz und Silbernagel nicht ausgenommen, stets nur den ihm bekannt gemachten Eingang benutzten. Auskunft begehren durfte er selbstverständlich nicht, denn auch die scheinbar unverfänglichste Erkundigung hätte Argwohn erwecken müssen. Er durfte nun zwar als gewiß voraussetzen, daß man ihn nach einiger Zeit mit den Mysterien des Hauses bekannt machen würde; doch widerstrebt es ihm, so lange zu warten. Einestheils möchte er das ungesegnete Treiben nicht noch längere Zeit fortsetzen lassen und sich daran betheiligen, andernteils wurde ihm die nächtliche Arbeit in der modrigen Kellerluft schon nach

wenigen Tagen unleiblich. Nur noch bis zum ersten April entschloß er sich zu warten. Er hatte nämlich von einem seiner jetzigen Complicen erfahren, daß an jedem Ersten die in Wien und Oesterreich überhaupt domicilirenden „Shasser“*) der Bande sich im „wilden Bären“ einfänden, um Rechenschaft über ihre Thätigkeit während des vorangegangenen Monats abzulegen, einen Theil der eingetauschten echten Banknoten zu deponiren und frische Falsificate in Empfang zu nehmen. Für die Polizei mußte es natürlich ein außerordentlicher Gewinn sein, wenn sie aller dieser Leute mit einem Male sich bemächtigen konnte, weshalb Maltenberger die kurze Zeit bis zum ersten April auszuharren beschloß.

Ein Mitglied der Sippe fiel indeß schon vor diesem Termine der Gerechtigkeit anheim, nämlich der Baron Feldberg alias Graf Ballerstädt! Dieser edle Cavalier hatte an jenem Abend, an welchem Maltenberger in das Allerheiligste der Bande eingeführt wurde, Abschied von seinen bisherigen Kollegen genommen und der Detektive hatte dabei in Erfahrung gebracht, daß der Baron am nächsten Morgen mit dem Sitzzuge der Westbahn nach Antwerpen reisen würde, um von da in die neue Welt hinüberzudampfen. In den frühesten Morgenstunden hatte Maltenberger sich in einen Kaffeeshant, der unfern der Wohnung Schlieper's lag, begeben und seinen Kollegen durch einen Dienstmann auffordern lassen, sich in diesem Lokale sofort einzufinden. Der Detektive hatte der Einladung unverzüglich Folge geleistet und selbstverständlich erschien er in einer Verkleidung, die seine Erkennung unmöglich machte.

Maltenberger theilte ihm die Erlebnisse seiner bisherigen Nachforschungen mit und unterrichtete ihn über den Reiseplan Feldberg's, den Schlieper zu vereiteln versprach.

Er hielt Wort. Als der Sitzzug der Westbahn sich in Bewegung setzte, sprang in jenes Coupé, welchen den Baron Feldberg aufgenommen hatte, ein Herr, der genau so ausah, wie ein zur Hochgebirgsjagd reisender Aristokrat. Der Nimrod ließ sich mit dem Baron, der sich als einen Rentier Wartenmeyer ausgab, in ein Gespräch ein und schloß im Laufe einer Viertelstunde einen innigen Freundschaftsbund mit ihm. Als der Zug in Rekawinkel einige Minuten anhielt, mußte Herr Wartenmeyer sich bequemen, mit dem neuen Freunde in den Wartesalon zu wandern, um dort eine Flasche Sekt mit ihm auszustechen. Er wollte zwar nicht, doch der Nimrod zog ihn mit freundschaftlichster, aber unwiderrstehlicher Gewalt hinaus.

„Wir haben ja fünf Minuten Aufenthalt,“ demonstirte er, „und ich sollte doch meinen, daß zwei so tüchtige Kerle, wie wir Beide sind, in diesem Zeitraume eine Flasche Sekt werden austrinken können!“

Die Flasche Sekt wurde bestellt und mit Andacht getrunken. Eben hatten die beiden Freunde die letzte Reize des Nektars ausgeschlürft, als das Signal zum Einsteigen gegeben ward. Wartenmeyer wollte eiligst hinaus, doch der Nimrod hielt ihn zurück.

„Warten Sie, Meyer,“ sagte er und lachte über seinen Wit, „ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen.“

„So machen Sie mir dieselbe im Coupé,“ schrieb Wartenmeyer und wollte sich losreißen. Umsonst.

„Hören Sie doch,“ fing der Nimrod an, doch Herr Wartenmeyer unterbrach ihn wüthend.

„Herr, zum Henker, lassen Sie mich los, der Zug geht ja ab.“

Wieder suchte er durch einen heftigen Ruck seinen Arm zu befreien, doch die Faust des Jägers schien aus Eisen zu bestehen.

In diesem Augenblicke ging der Zug weiter. Wartenmeyer stieß einen Ausruf ingrimmigster Erbitterung aus und fast schien es, als ob er Lust hätte, dem Nimrod einen Kampf auf Leben und Tod zu liefern. Diesen verließ die phlegmatische Kaltblütigkeit nicht eine Sekunde. Nachdem der Zug in so schneller Bewegung war, daß ein Einholen zu den unmöglichen Dingen gehörte, gab er sein Opfer frei und sagte gleichmüthig:

„Nur nicht so hitzig, Freund Wartenmeyer! Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen, der Ihren Grimm sehr abkühlen wird. Schauen Sie, Verehrtester, Sie wollen eine weite Reise unternehmen, auf welcher Sie vielfachen Beschwerlichkeiten und Gefahren ausgesetzt gewesen wären. Da können Sie Ihrem Glückstern danken, daß er Ihnen noch im letzten Augenblicke in mir einen Freund zugeschied hat, der Sie vor diesem miserablen Leben behüten und einem behaglichen, gegen alle Stürme und Bedrängnisse geschützten Dasein zuführen wird. Bleiben Sie in unserm schönen Wien, lieber Baron! Was wollen Sie in dem wilden Amerika? Leute von so feiner Routine und im Besitze so bedeutender Kenntnisse im Anfertigen falscher Banknoten finden auch bei uns daheim die gebührende Würdigung, und deshalb darf ich wohl ohne allzu große Kühnheit behaupten, daß man auch für Ihre Zukunft bestens sorgen und Ihnen wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren hinaus Logis und Kost unentgeltlich zur Verfügung stellen dürfte.“

„Sie sind — ein — Detektive?“ stammelte der arme Baron schreckensbleich und mit bebenden Lippen.

„Sie haben richtig gerathen,“ erwiderte Schlieper, der eine Regung des Mitleids mit dem allen wonnigen Zukunfts träumen so unliebsam Entriessenen empfand. „Hier meine Legitimation und hier der Verhaftsbefehl gegen Conrad Baron Feldberg. Belieben Sie, sich zu überführen.“

Dazu war der Baron jedoch nicht im Stande. Der jähe Schreck hatte ihn so sehr betäubt, daß er für einige Zeit alle Fassung verlor und dumpf brütend dasaß. Erst als der nächste, Wien zueilende Zug in der Station hielt und der Detektive ihn aufrüttelte, gewann er soviel Kraft wieder, um in ein Coupé zu steigen. Von diesem Augenblicke gehörte er dem Zuchthause, dem Sarge der Lebendigen, an, — er war für alle Ewigkeit ein Verlorener, Verdammter!

XI.

Johann Bröselmeyer erfreute sich eines hohen Ansehens auf der Polizeidirection. So oft er in dem prachtvollen Palais auf dem Schottentring erschien und den Bureaux des Oberinspectors Stehling mit imposanter Würde zusteuerte, bildete er den Concentrationspunkt für die Aufmerksamkeit einer ganzen Reihe von Beamten. Zwar wußte Niemand zu sagen, weshalb er dem Herrn „Baron“ — denn dafür galt Schani auch in diesen geheiligten Räumen — so besondere Beachtung widmete; war es denn aber nicht sonnenklar, daß ein Mann, der beinahe jeden Tag mit dem Chef des Detektives-Corps, dem Schreden aller Gauner, conferirte, ein hervorragendes Werk zu vollbringen im Begriffe stand?

*) „Shasser“ sind Vermittler jeder Art von Geschäften zwischen Gaunern und dem Publikum, also gewissermaßen Mäkler der Gauner.

Während Bröselmeyer mithin bei dem unteren Personal mit jedem neuen Tage an Achtung gewann, verlor er mehr und mehr von dem Ansehen, welches er ursprünglich bei Oberinspector Stehling selbst genossen hatte.

Maltenberger's Berichte hatten dem hohen Beamten sehr bald die Ueberzeugung verschafft, daß Schani ein falsches Spiel zu treiben beliebe, doch ließ er dem durchtriebenen Gauner nicht merken, daß seine Intrigue durchschaut sei. Er ließ ihm vielmehr stets ein offenes Ohr und kam ihm mit so liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen, daß Schani sich in immer größere Sicherheit einwiegte. So schwer dieser freundliche Verkehr mit dem Gauner dem Oberinspector auch ankam, mußte er ihn doch aus Rücksichten der Klugheit adoptiren, denn die Bethätigung von Mißtrauen gegen Bröselmeyer oder gar dessen Verhaftung hätten die Aufgabe Maltenberger's sehr erschwert, wenn nicht ganz unlösbar gemacht. Im tiefsten Grunde des Herzens empfand Stehling freilich ein Gefühl unsagbaren Abscheues vor dem tief Gesunkenen, der es vorzog, einen väterlichen Freund, welcher ihn aus dem Sumpfe der Verworfenheit retten wollte, in der schamlosesten Weise zu betrügen. Der Oberinspector hatte das Kind seines alten Freundes nicht im Zuchthause verkommen lassen wollen, er hatte es für eine Pflicht der Pietät gegen die Manen des ehrlichen Vaters gehalten, noch einen letzten Versuch zur Rettung des auf Abwege gerathenen Sohnes zu machen. Und welchen Dank erntete er für diese hochherzige Gesinnung! Der, dessen er sich erbarmen wollte, wies nicht nur die dargebotene Hilfe schönöde zurück, sondern entblödete sich auch nicht, seinen Wohlthäter schimpflich zu hintergehen!

Diese abscheuliche Handlungsweise lieferte den eblantesten Beweis dafür, daß Schani moralisch bereits zu tief gesunken war, als daß er noch für die Rechtllichkeit hätte wiedergewonnen werden können. So machte sich denn sein Schicksal erfüllen und zwar so schnell als möglich, damit ihm die Möglichkeit benommen würde, der Menschheit noch ferner zu schaden. Stehling hätte ihn am liebsten sofort verhaften lassen, doch mochte er nichts unternehmen, was Maltenberger hätte Nachtheil bringen können. Der Detektive hatte in dieser schwierigen, ihm zur Erledigung anvertrauten Mission eine solche Fülle von Umficht und Behutsamkeit entwickelt, daß man ihm die gänzliche Durchführung derselben ohne tränkende Bevormundung überlassen durfte.

Stehling hatte denn auch den Commissär Hartmuth, welcher die Expedition gegen den „wilden Bären“ befehligen sollte, instruirt, sich allen Anweisungen Maltenberger's ohne Widerrede zu fügen.

Der erste April war herangekommen. Als Oberinspector Stehling wie gewöhnlich um neun Uhr Morgens in seinem Bureau erschien, fand er ein längeres Schreiben Maltenberger's vor, in welchem der Detektive ihn bat, einige Vorbereitungen, die genau detaillirt waren, für den Abend treffen zu lassen und ihn um 7 Uhr sammt dem Commissär Hartmuth im Polizeipalaste zu erwarten, damit dann die noch nöthigen Vorkehrungen besprochen werden könnten.

Am Nachmittage desselben Tages wurde dem Oberinspector noch eine unvorhergesehene Ueberraschung bescheert. Zwischen fünf und sechs Uhr, der Sprechstunde des Beamten, kam nämlich Bröselmeyer mit strahlendem Gesichte zu ihm und erzählte, daß es ihm endlich gelungen sei, in unmittelbare Verbindung zu den Fälschern zu treten. Seine Aufnahme in

die Bande würde wahrscheinlich in den nächsten Tagen stattfinden. Aus verschiedenen Aeußerungen des Agenten, mit welchem er bis jetzt verkehrte, habe er so viel folgern können, daß die Werkstätte der Fälscher sich in einer Höhle unsern Wiens befände. Sobald ihm dieselbe bekannt gegeben sei, würde er unverzüglich den Oberinspector davon verständigen.

Damit zeigte Stehling sich höchlich zufrieden und entließ den Gauner mit der Zusicherung, daß ihm außer der Prämie noch angemessene Belohnungen zuertheilt werden würden und daß er speciell an ihn einen warmen Protector finden würde.

Im höchsten Grade mit sich selbst zufrieden, verließ nach einer halbständigen Unterredung Bröselmeyer den hohen Beamten und schlug, wie immer, den Weg zu Sacher ein. Er hielt sich für einen außerordentlich pffigen Mann und freute sich schon im Vorhinein unbändig über den Streich, den er der heiligen Hermandad spielen wollte und über die Folgen, welche derselbe für ihn haben mußte. Daß diese nur günstige sein könnten, bezweifelte er keinen Augenblick. Nach seiner unerschütterlichen Ueberzeugung mußte ihm der Coup einen doppelten Gewinn eintragen. Radwicz und Silbernagel hatten ihm eine bedeutende Summe versprochen, wenn es ihm gelänge, die Polizei auf eine ganz falsche Fährte zu leiten, und das mußte nach seiner Ansicht geschehen. Konnte denn die Polizei zweifeln, daß in jener Höhle auf dem Anninger wirklich die Werkstätte der Fälscher sich befände, wenn sie sämmtliche zur Herstellung von Falsificaten erforderlichen Utensilien, sogar eine Presse (denn Radwicz wollte eine solche zu diesem Zwecke ankaufen) und die beiden Platten, von denen bisher alle im Umlauf befindlichen Falsificate abgezogen waren, vorfand? Von den Fälschern selbst erwischte sie freilich Keinen, war es denn aber nicht natürlich, daß dieselben Wachen ausstellten und deshalb Zeit genug fanden, sich zu flüchten, als die Polizei herannahte? Kurz, ihm erschien es ganz undenkbar, daß die Polizei Argwohn gegen ihn fassen und die Fährte, auf welche er sie geführt, nicht eifrig weiter verfolgen sollte. Argwöhnte sie schließlich, daß sie getäuscht worden wäre, nun, dann war er längst in Sicherheit und konnte auf seinen Vorbeeren ausruhen. Die Fälscher brauchten nur noch wenige Monate, um eine große Menge der Falsificate in Circulation zu bringen und dann mußte ihm ein Lohn zu Theil werden, der reich genug war, um ihm ein behagliches Dasein zu ermöglichen.

Der gute Schani! Während er sich in so verführerischen Illusionen wiegte, dachte Oberinspector Stehling eben, welche Armenfündermiene das heute so strahlende Gesicht Schani's morgen zeigen würde, wenn der Herr Baron vor ihm zum Verhör gebracht werden würde.

„Der Patron verdient sein Loos,“ delibrirte Stehling mit sich selber. „Ewig schade bleibt es nur, daß man derartige unverbesserliche Taugenichtse nicht ein für allemal unschädlich machen kann. Jedes dieser Individuen bildet ein faulendes Geschwür am Organismus der menschlichen Gesellschaft und eine radicale Kur ist da ganz unmöglich. Wenn dieser Bröselmeyer dereinst aus dem Zuchthause entlassen wird, dann ist er schlimmer wie ein wildes Thier und weit gefährlicher, weil man ihn ja nicht, wie jenes, niederschließen darf. — Nun, Schönerer, was giebt's?“

Diese Frage galt dem alten Diener, der soeben in strammer Haltung eingetreten war.

„Ein sehr verdächtig aussehendes Subject verlangt Sie zu sprechen,“ rapportirte Schönerer.

„Nun, so lassen Sie ihn ein!“

Der Diener zögerte.

Stehling sah verwundert auf.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?“

„Ich wollte mir nur erlauben, anzudeuten, daß der Einlaß Begehrende ein höchst verwegener und —“

Stehling lachte.

„Sie fürchten doch nicht, daß er mit der Absicht umgeht, mich umzubringen?“

Der Alte bestätigte zwar nicht mit Worten, daß er diese Besorgniß nicht gerade lächerlich fände, seine Mienen indes sprachen es unzweideutig aus. Doch wagte er nicht, abermals einen leisen Widerspruch zu erheben, sondern ließ den Audienzbewerber ein. Dieser repräsentierte sich, wie man zu Schönere's Entschuldigung bekennen muß, in einer Gestalt, die allerdings geeignet gewesen wäre, einem einsamen Wanderer Besorgniß einzuflöhen. Schwarzes, wirres Haar, das seit Monaten nicht frisirt worden zu sein schien, von einer Dichtigkeit und Länge, wie man sie nur bei den sogenannten „Schwemmähnen“ antrifft, ein ungeheurer Bart, ein sehr fadencheiniger Sammetrock, dessen Ärmel viel zu kurz waren, eine Hose von unbestimmbarer Farbe und zwei hohe fuchsrothe Stiefel verliehen dem Eingetretenen ein Aussehen, welches zwar Furcht erweckend, aber auch nicht wenig grotesk war.

Oberinspector Stehling musterte den Schredlichen vom Scheitel bis zur Sohle und hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Was wünschen Sie denn, mein Bester?“ fragte er.

„Sie erkennen mich also nicht, Herr Oberinspector?“ fragte hingegen der Furchtbare mit sanfter Stimme und sanftem Lächeln.

„Blitz!“ rief Stehling überrascht; „Sie sind's, Maltenberger? Meiner Treu, hätte Ihre Stimme mir Sie nicht verrathen, dann würde ich Sie nun und nimmer erkannt haben, so wenig, wie Schönere, der sich einbildete, daß Sie mich umbringen wollten.“

Beide lachten, dann klingelte Stehling.

„Lassen Sie Herrn Commissär Hartmuth herbefcheiden,“ gebot er dem Diener.

„Der Herr Commissär wartet bereits im Vorzimmer,“ meldete dieser und ging, ihn einzulassen.

Stehling wandte sich lebhaft zu dem Detektive.

„Es hat sich doch hoffentlich kein störender Zwischenfall ergeben?“ fragte er.

„Nein, nein. Ich hoffe, daß die ganze Affaire genau den Verlauf nehmen wird, welchen ich vorbereitet habe. Herr Oberinspector hatten wohl die Güte, die in meinem Briefe angedeuteten Maßregeln zur Ausführung bringen zu lassen?“

„Gewiß. Zwanzig Mann werden präcis acht Uhr in der Verkleidung von einberufenen Urlaubern im „wilden Bären“ eintreffen, zwanzig Andere sind, im Wachzimmer versammelt, zu Ihrer Disposition.“

Der Detektive verbeugte sich dankend.

„Wollen der Herr Oberinspector nicht die Gewogenheit haben, anzuordnen, daß sämtliche Mannschaften sich unverzüglich, und zwar Jeder auf einem anderen Wege, nach dem „wilden Bären“ begeben und rings um das Haus hinter geeigneten Positionen sich verbergen sollen. Fünf oder sechs

mögen sich längs des Donaucanals postiren und genau auf jene Personen Acht geben, welche von Wien her kommen. Das können nur „Shaffer“ sein, die wir unter keiner Bedingung uns entgehen lassen dürfen. Es wäre jedoch leicht möglich, daß Einer oder der Andere von ihnen früher die Verrechnung mit Silbernagel bewerkstelligt hat, ehe wir das Nest ausgehoben haben, und in einem solchen Falle sollen die Wächter ihn nicht nach Wien zurückkehren lassen. Es ist zweifellos am besten, wenn wir uns der Sippe und aller Personen, die mit ihr in Verbindung stehen, mit einem Male bemächtigen können, als wenn wir Jeden einzeln fassen müßten.“

„Da haben Sie vollständig recht. Es könnte aber auch geschehen, daß ein Unschuldiger verhaftet wird.“

Maltenberger zuckte die Achseln.

„Nun, dann stellt sich seine Schuldllosigkeit ja in der aller kürzesten Zeit heraus. Besser ist es jedenfalls, wenn ein Schuldloser auf kurze Zeit in Haft genommen wird, als wenn in Folge zu großer Aengstlichkeit ein Schuldiger uns entläme.“

Der Oberinspector ertheilte nun sofort die nöthigen Anordnungen, dann theilte der Detektive ihm und dem Commissär Hartmuth, der inzwischen in das Bureau getreten war, ausführlich seine Erlebnisse und Entdeckungen, sowie den Plan, nach welchem die Verhaftung der Bande geschehen sollte, mit.

„Um welche Zeit gedenken Sie das große Werk vollbracht zu haben?“ erkundigte sich der Oberinspector.

„Ich hoffe, daß die ganze Sippe um neun Uhr im „wilden Bären“ versammelt sein wird. Bald darauf wird Silbernagel die Agenten in den Keller führen. Die Verrechnung und der Umtausch der falschen gegen echte Banknoten findet nämlich dort statt.“

„Warum das? Man sollte meinen, diese Prozedur ließe sich weit bequemer in der Wohnstube des Wirths oder im Schlafzimmer vornehmen.“

„Das Schlafzimmer bleibt Jedem mit Ausnahme des Wirths unzugänglich. Wahrscheinlich will man nicht verrathen, daß Radwicz sich dort aufhält, oder man fürchtet, daß zufällig eine Entdeckung des geheimen Ganges stattfinden könnte. Alle anderen Zimmer aber dürften dem Wirth nicht sicher genug vor Späheraugen und lauschenden Ohren erscheinen.“

„In dieser Beziehung bietet der Keller allerdings die meisten Vorzüge. — Sie glauben also, etwa um zehn Uhr die Sippe in Ihrer Gewalt zu haben?“

„So hoffe ich.“

„Sie sind die Befehdenheit selbst. Sie hoffen nur, was Sie als ganz unzweifelhaft annehmen können. Ich bin des vollständigen Erfolges Ihrer Vorbereitungen sicher und gönne Ihnen denselben von Herzen. Dafür, daß Ihre vorzügliche Dienstleistung, die durch die Aufspürung und Verhaftung der Fälscherbande eine neue Bestätigung erhält, gebührend belohnt wird, habe ich bereits gesorgt.“

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Treue eines Kindes.

Ein gräßlicher Vorfall ereignete sich vor Kurzem in der Nähe von Ville-neuve-Saint-Georges bei Paris. Es befindet sich dort ein Teich, in welchem der Eigenthümer Blutegel zieht. Wie es eine freilich grausame Methode ist, erzählt der Besitzer dieselben mit alten Pferden, die bis zur halben Höhe des Körpers in den Teich getrieben und dort befestigt werden. Die Blutegel bedecken nun jede im Wasser befindliche Stelle der armen Thiere und saugen ihnen das Blut aus. Man nennt das in der Sprache des Gewerbes mit einer infamen Fronte: „dem Pferde die Bادهosen anlegen“. Regelmäßig sterben die armen Opfer nach zwei bis drei Tagen. Der Besitzer des Geschäftes hatte ein altes Pferd von 27 bis 28 Jahren, das natürlich in der Arbeit nicht mehr viel leistete und meist nur zum Vergnügen des siebenjährigen Sohnes diente, den man auf dem treuen, lammfrommen Thiere umherreiten ließ. Endlich wurde seinem Herrn das Gnadenbrod zu theuer; er verurtheilte den alten Grauen gleichfalls zur „Badehose“ und ließ ihn eines Tages in den Teich führen. Am Abend vermiste man den Knaben. Der Vater suchte mit seinen Leuten überall, ohne ihn zu finden. Da schlug einer von diesen, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, vor, auch an dem Teiche nachzuforschen. Von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, eilte der Vater an den bezeichneten Ort. Da bot sich ihm ein trauriger Anblick dar. Der Knabe, untröstlich über das Schicksal seines armen alten Gefährten, hatte in seinem kleinen Kopfe den Gedanken gefaßt, ihn von den Blutegeln zu befreien, und war tapfer bis an die Schultern in's Wasser gegangen, bis er plötzlich den Grund verlor. Zwar packte er mit den kleinen Händen die Röhren des Pferdes und hielt sich krampfhaft daran fest; aber die Hälfte seines Körpers blieb im Wasser — und auch ihn bedeckte bald die mörderische Bادهose, da sich die schwarzen Sumpfpflanzen an seine nackten Beine und Füße setzten und sich festzogen. Eine Stunde, nachdem man es gefunden, verschied das arme Kind, dessen Händchen man nur mit Mühe von der Röhre des alten Freundes, dessen Leben er hatte retten wollen, lösen konnte.

Mißverständnisse.

Eine reiche Dame will ein glänzendes Souper geben und sendet u. A. auch einem Offizier von ihrer und ihres Gatten Bekanntschaft eine Einladung. Diese trifft jedoch am Mittag zugleich mit einer Ordre zu einem Uebungsmarsch am Abend ein. Die Pflicht geht natürlich über die wohlbesetzte Tafel und der Geladene entschuldigt sich in einem Billet mit Angabe des Grundes, daß er am Abend nicht erscheinen könne. Der Brief wird dem Burschen zur sofortigen Bestellung übergeben mit der Ordre (den Mittagzeit ist da), „das Essen gleich mitzubringen.“ Der Bursche macht sich auf den Weg, übergibt das Billet und faßt an der Thür Posto. Die Dame liest mit Bedauern die Entschuldigung, trägt ihm eine Empfehlung an seinen Herrn auf und sagt ihm, daß keine Antwort nöthig sei. Der ehrliche Bursche aber fragt pfliffig, wie es denn mit dem Essen wäre, denn sein Herr habe ihm befohlen, „das Essen gleich mitzubringen.“ Die Dame, sogleich das Mißverständnis errathend, beschließt, die Naivität des Boten zu einem Scherz zu benutzen, heißt ihn warten und kommt bald mit einem großen Korb zurück, in den sorgfältig von allen für das Souper bestimmten und bereiteten Schüsseln die gastfreundlichen Antheile eingepackt sind. Mit diesem Korbe beladen, wandert schmunzelnd der Bursche nach Hause und beginnt, zum Erstaunen seines Herrn, der die einfache Portion der gewohnten Restaurationsküche erwartet, all' die gastronomischen Herrlichkeiten auszupacken. Verschiedene Kreuz- und Querfragen bringen den wahren Ursprung an's Tageslicht. Erst Aerger, dann Lachen! — Um sich für den Scherz galant zu revanchiren und der Tafel Ersatz zu leisten, läßt der Offizier eine feine Tortie für drei Thaler holen und sendet sie mit einem Compliment an die gastfreie Wirthin. Diese amüsiert sich gleichfalls über die schnelle Revanche und giebt dem Burschen einen Thaler als Trinkgeld. Der treuherzige Bote befißt sich den Thaler lange, wird verlegen und

bricht endlich, um der Geschichte die Krone aufzusetzen, in die Erklärung aus: „Entschuldigen Sie, Madame, aber der Kuchen kostet drei Thaler!“ — Das wird denn zu viel für den Ernst, ein schallendes Gelächter macht den ehrlichen Burschen noch verblüffter, und nur mit Mühe kann ihm endlich begreiflich gemacht werden, daß der Thaler nicht als Preis des Kuchens für seinen Herrn, sondern als Douceur für seine eigene Tasche bestimmt sei.

Adelsstolz.

In einem sächsischen Badeorte forderte der Lehrer eines jungen Grafen, der in Leipzig studirte, ein adeliges Fräulein zum Tanze auf. Als der Tanz beginnen sollte, fragte das Fräulein: „Mit wem habe ich die Ehre zu tanzen?“ — „Mit dem Lehrer des Grafen von B.“ antwortete er. „Sie sind also wohl Bürgerlicher?“ fuhr das Fräulein fort. — „Ja, das bin ich“, erwiderte er. — „So bitte ich um Verzeihung“, sagte das Fräulein, indem es die Hand zurückzog, „denn die Mama hat mir verboten, mit einem Bürgerlichen zu tanzen.“ — Der bescheidene Mann schlich sich davon. Sein Bögling suchte ihn bald auf, und vernahm die Ursache seines Verdrußes. „Sie sollen bald Genugthuung haben!“ sagte er, eilte in den Tanzsaal zurück, forderte das ahnenstolze Mädchen zum Tanze auf, und redete sie, als der Tanz begann, mit den Worten an: „Mit wem habe ich die Ehre zu tanzen?“ — „Mit Fräulein von B.“ — „Ach, so bitte ich um Vergebung“, antwortete der junge Graf, „denn die Mama hat mir befohlen, bloß mit Gräfinnen zu tanzen!“

Goethe rühmt sich bekanntlich, daß „der Chinese Werther und Votten auf das Porzellan male“. Das Bedürfnis, sich in ähnlicher Weise verewigt zu sehen, veranlaßte, wie die „Bohemia“ berichtet, ein in Prag ansässiges Mitglied des neuen „Adels“, an den österreichischen Consul in Japan die Bitte zu richten, er möchte das festsche Adelswappen in japanesischer Originalmalerei auf kostbaren Porzellangeschirren ausführen und das fremdländische Kunstwerk möglichst rasch nach Europa befördern lassen. Dem Briefe lagen die notwendigen Zeichnungen bei, unter denen behufs größerer Deutlichkeit die Worte: „Mein Wappen und das Wappen meiner Frau“ zu lesen waren. Kürzlich traf die sehnlichst erwartete Sendung hier ein. Mit hastiger Neugier wurde die Kiste geöffnet, ein Stück nach dem andern vorsichtig herausgehoben, und endlich die ganze, weitverzweigte Familie zusammengerufen, um der Enthüllung des Wappens in japanesischer Originalmalerei beizuwohnen. Das Porzellan erwies sich in der That von der feinsten Qualität, die Wappen waren in japanesischer Manier meisterhaft ausgeführt; aber, o Schrecken, auf jeder Tasse und auf jeder Kanne waren im gemüthlichsten Deutsch die Worte: „Mein Wappen und das Wappen meiner Frau“ zu lesen. Da es bislang beim alten Adel nicht nothwendig, und beim neuen nicht Mode war, den Wappenzeichnungen eine derartige bekräftigende Erläuterung hinzuzusetzen, wünschte unser Freund der japanesischen Kunst das kostbare Porzellan dahin, wo der Pfeffer wächst, und da er es nicht neuerdings eine so große Reise antreten lassen wollte, versenkte er es vorläufig in die tiefsten Gewölbe seiner alten Ritterburg.

Ein sehr hübsches Mädchen sang in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete dabei das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig, so, daß die Töne nicht voll genug aus ihrem Purpurpfortlein hervortreten konnten. Jemand, von der Schönheit des Mädchens entzückt, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch nur den Engel an, er küßt die Töne, die er uns zum Besten giebt.“ — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den schönen Mund nicht schauzig macht, denn die Töne sind unrein.“